

Auch ein Frauenthema: Männliche **Sexualprobleme**

Sexualstörungen des Mannes sind **oft multifaktoriell bedingt**, zudem belasten sie nicht nur den Betroffenen - das sollten Ärzte bei der Behandlung im Hinterkopf behalten.

 *Andrea Burri*



Sie können die Lebensqualität erheblich beeinträchtigen und sogar zum Beziehungsaus führen: Sexuelle Störungen des Mannes. Ihre Klassifikation (s. Kasten) orientiert sich nach wie vor am Vier-Stufen-Modell der sexuellen Reaktion, das Masters und Johnson in den 60ern erstellt haben. Dieses lineare Modell geht davon aus, dass der Mann Schritt für Schritt vier Phasen durchläuft: Erregung, Plateau, Orgasmus und Ejakulation sowie die Resolution, die Erholung nach dem Orgasmus.

Leidensdruck entscheidend

Mit am häufigsten ist der vorzeitige Samenerguss (Ejaculatio Praecox): Er betrifft dauerhaft ungefähr ein Drittel aller geschlechtsreifen Männer. Eine einheitliche Definition existiert nicht, jedoch stehen bei den meisten Definitionen drei zentrale Aspekte im Vordergrund:

- die Empfindung, dass die intravaginale Ejakulationszeit (IELT) - die Zeit zwischen Penetration und Samenerguss - zu kurz ist
- keine oder eingeschränkte willentliche Ejakulationskontrolle
- der Leidensdruck des Betroffenen sowie die Belastung der Partnerschaft

Die IELT dauert laut einer internationalen Studie bei gesunden Männern durchschnittlich 5,4 Minuten. Beim vorzeitigen Samen-

Sexuelle Störungen des Mannes

- Libidostörungen (Störungen des sexuellen Interesses und Verlangens)
- Erektionsstörungen
- Orgasmus-/Ejakulationsstörungen
 - vorzeitiger Samenerguss
 - verzögerter Samenerguss
 - Anejakulation
 - retrograde Ejakulation

erguss haben sich Experten in einer Konsensuskonferenz auf eine Minute als inoffiziellen Cut-Off geeinigt. Auch beim verzögerten Samenerguss gibt es keinen offiziellen diagnostischen Zeitwert. Experten gehen von einer Dauer von 22 Minuten aus, jedoch spielt es vor allem eine Rolle, wie hoch der Leidensdruck ist.

Für die Diagnose aller Sexualstörungen gilt: Sie müssen mindestens sechs Monate bestehen, mit einer Häufigkeit von 75 bis 100 Prozent auftreten und zu persönlichem Leidensdruck führen.

Wenn Sex traurig macht

Neben diesen gängigen Sexualstörungen thematisieren und untersuchen Fachleute zunehmend die postkoitale Dysphorie (PD), im Volksmund auch „Post-Sex Blues“ genannt. Die PD zeichnet sich dadurch aus, dass Menschen nach befriedigendem und einvernehmlichem Sex Gefühle von plötzlicher Traurigkeit, Melancholie und manchmal auch Gereiztheit empfinden.

Die Forschung steht noch am Anfang, detaillierte Studien zu den Symptomen der PD und deren Häufigkeit fehlen. Unklar ist auch, ob es tatsächlich Menschen gibt, bei denen PD einen „Krankheitswert“ hat und starkes Leiden mit sich bringt. Die wenigen vorhandenen Studien widmen sich hauptsächlich der Verbreitung von PD bei Frauen. Lediglich eine Studie hat sich jüngst auch mit dem Vorkommen von PD bei Männern auseinandergesetzt. Das Ergebnis: 41 Prozent der Männer haben bereits einmal eine Episode erlebt, drei bis vier Prozent tun dies sogar regelmäßig.

PD: Multifaktorielle Genese

Fachleute gehen von einer multifaktoriellen Entstehung der PD aus, bei der psychologische, emotionale/affektive und biologische Faktoren mit unterschiedlicher Gewichtung zusammenwirken. Nach dem Orgasmus wird eine Reihe von Hormonen und Neurotransmittern ausgeschüttet – möglicherweise herrscht bei PD hier ein Ungleichgewicht vor. Zudem haben Wissenschaftler einen Zusammenhang mit Missbrauchserfahrung aufge-

zeigt. Affekt-orientierte Theorien postulieren, dass die Bindung zum Partner während des Geschlechtsakts sehr stark ist und das Aufbrechen am Ende des Aktes zu den jeweiligen Symptomen führt.

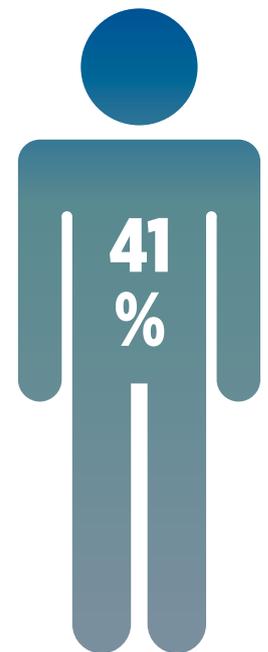
Generell werden bei männlichen Sexualstörungen die physiologischen Faktoren oft viel stärker gewichtet als kontextuelle oder psychische Einflüsse. Dabei zeigen zahlreiche wissenschaftliche Studien, dass nicht nur bei der Frau, sondern auch beim Mann kognitive, affektive und kontextuelle Faktoren die Sexualität maßgeblich beeinflussen und so zur Entstehung sexueller Probleme beitragen können – dies gilt nicht nur für die PD, sondern für alle Sexualprobleme.

Dem Behandler sollte bewusst sein, dass selten nur ein Faktor dem Problem zugrunde liegt: Um bei einer multifaktoriellen Ätiologie den maximalen Behandlungserfolg zu erreichen, ist oft eine interdisziplinäre Behandlung erforderlich.

Auch die Frau leidet

Gemeinsam ist allen erwähnten Störungsbildern, dass sie meist zu einer erheblichen Beeinträchtigung der Lebensqualität bei den Betroffenen wie auch bei deren Partner führen. Dies untermauert, was klinische und wissenschaftliche Studien wiederholt aufgezeigt haben: Beziehungszufriedenheit und sexuelle Zufriedenheit stehen in starkem Zusammenhang.

Die meisten Studien zu den Auswirkungen männlicher Sexualprobleme haben sich vornehmlich der Sichtweise und des Leidensdrucks des Mannes angenommen. Etwa berichten Männer mit Erektionsproblemen vermehrt über eingeschränkte Lebensqualität sowie Gefühlen von Entmannung und vermindertem Selbstwert, die Prävalenz von Depression und Angststörungen ist erhöht. Ähnlich sieht es bei Ejaculatio Praecox aus: Einbußen der Lebensqualität, vermehrte zwischenmenschliche Beziehungsprobleme und Partnerschaftsstress sind häufige Konsequenzen. Jedoch zeigen neuere Studien, wie sich die sexuellen Probleme des Mannes auch auf die Lebensqualität der Frau auswirken: Unzufrie-



erlebten bereits eine postkoitale Dysphorie



Dr. Andrea Burri

Institute for Sex Counselling
and Sexual Sciences (ISCSS)
Direktorin und Gründerin
des ISCSS in Zürich
Email: info@iscss21.com

denheit mit Sexualität und Beziehung, eingeschränktes Intimitätserleben, verminderter Selbstwert und vermehrtes Aufkommen von Sexualproblemen (vor allem Lustlosigkeit) sind nur einige der möglichen Folgen. Dies führt beim Mann zu weiterer Verunsicherung, Schuld und Scham. Auf Dauer sind beide Parteien verzweifelt und frustriert, vermeiden aus Furcht vor Zurückweisung und Enttäuschung zunehmend den sexuellen Kontakt und büßen damit signifikant an Lebensqualität ein. Aufgrund der starken psychischen Belastung und des angestauten Frustes endet so manchmal eine eigentlich harmonische Beziehung in einer Trennung.

Medikamente reichen nicht

Zwar sind aktuelle medikamentöse Behandlungen zur Wiederherstellung der Sexualfunktion relativ wirkungsvoll, doch zeigt die Studienlage, dass diese alleine meist nicht reichen, um Lebensqualität und Beziehungszufriedenheit zurückzubringen. Denn oft haben die Patienten und deren Partner multiple Erwartungen, die über die reine Wiederherstellung der Sexualfunktion hinausgehen. Deswegen ist es wichtig, dass die behandelnden

Ärzte über ein umfassendes Verständnis der menschlichen Sexualität verfügen und sich deren Bedeutung für die Lebensqualität der Menschen bewusst sind. Die Überweisung an kompetente Sexual- und Paartherapeuten sollten sie in jedem Fall in Betracht ziehen. ●

Literatur bei der Verfasserin.

Mögliche Interessenkonflikte: Die Autorin hat keine deklariert.

Fazit

- Männliche Sexualstörungen belasten auch die Partnerin und wirken sich auf die Beziehung häufig negativ aus.
- Bei der Definition einer Sexualstörung ist der persönliche Leidensdruck ausschlaggebend.
- Meist spielen bei der Entstehung einer Sexualstörung neben physiologischen auch psychische und kontextuelle Faktoren eine Rolle. Daher ist oft eine interdisziplinäre Behandlung erforderlich.





Die «postkoitale Dysphorie»: der Tiefpunkt nach dem Höhepunkt

Während die physiologischen Veränderungen der ersten Phasen des sexuellen Reaktionszyklus relativ gut untersucht sind, sind das Wissen und die Forschung zur Rückbildungsphase noch wenig untersucht. Bei den meisten Menschen tritt «danach» ein Entspannungszustand ein. Studien haben jedoch gezeigt, dass es auch Menschen gibt, die von «postkoitaler Dysphorie» betroffen sind, und zwar sowohl Frauen als auch Männer. Eine aktuelle Studie zeigt, dass die Symptomatik differenzierter betrachtet werden muss.

Erholung nach dem Akt: die Refraktärphase

Der sexuelle Reaktionszyklus beschreibt die physiologischen Veränderungen, welche während des Geschlechtsverkehrs und der Masturbation ablaufen. Das Modell wurde in den 1960er-Jahren von Masters und Johnson beschrieben und teilt die sexuelle Reaktion des Menschen in vier Phasen ein: Erregung, Plateau, Orgasmus und Rückbildung.¹ Heute wissen wir, dass trotz relativer Konstanz dieser physiologischen Prozesse sich die Erlebnisqualität und die erreichte Befriedigung bei sexuellen Aktivitäten von Person zu Person unterscheiden. Ausserdem verläuft trotz der grundsätzlichen Gleichartigkeit des physiologischen Ablaufs die sexuelle Reaktion bei Mann und Frau meistens nicht synchron, da sich der Einfluss von psychischen, affektiven und situativen Faktoren zwischen den Geschlechtern nicht unerheblich unterscheidet.²

Noch heute orientiert sich die nosologische Klassifikation sexueller Störungen vornehmlich an diesem Modell. Doch während die ersten Phasen des Zyklus relativ gut untersucht sind, hinken das Wissen und die Forschung, was die Rückbildungsphase betrifft, hinterher. In dieser Phase kehrt der Körper zur normalen Herz-Kreislauf-Funktion zurück, infolgedessen es auch zu Müdigkeitsgefühlen kommen kann. Die Resolution ist Teil der Rückbildungsphase und beschreibt den Erholungszeitraum, den eine Person benötigt, um auf sexuelle Reize wieder reagieren und so wieder einen Or-

gasmus erfahren zu können. Vor allem in jungen Jahren kann die Refraktärphase sehr kurz sein. Sie nimmt jedoch in der Regel mit dem Alter deutlich zu.

Probleme während der Resolutionsphase: die postkoitale Dysphorie

Generell geht unter «normalen» Umständen die Resolutionsphase mit positiven Gefühlen und Empfindungen einher und sie führt am Ende zu einem holistischen psychophysiologischen Entspannungszustand.³ Einige wenige Studien haben jedoch gezeigt, dass es auch Menschen gibt, die das Gegenteil empfinden. Das Phänomen wurde bisher als «postkoitale Dysphorie» (PD) – im Volksmund auch Post-Sex-Blues – bezeichnet und stellt im weiteren Sinne den Gegenpol zur postkoitalen Euphorie dar.⁴⁻⁷ Dabei empfinden Menschen nach ansonsten befriedigenden und einvernehmlichen sexuellen Aktivitäten Gefühle von plötzlicher Traurigkeit, Melancholie und manchmal auch Gereiztheit. Das kann so weit gehen, dass manche in einen depressiven Zustand fallen, während andere aggressiv und streitlustig werden.³ Die PD ist demnach eher eine affektive Störung, obwohl sie bisher offiziell nicht als solche anerkannt ist. Erst in den letzten fünf Jahren hat sich die Forschung zunehmend dieses Phänomens angenommen und dementsprechend dürftig ist der aktuelle Wissensstand.

Die Mehrzahl der Studien hat sich auf postkoitale Symptome bei der Frau fokus-

KEYPOINTS

- *Postkoitale Symptome sind häufig und treten bei Männern und Frauen gleichermassen auf.*
- *Postkoitale Symptome treten nicht nur nach dem Geschlechtsverkehr oder dem Orgasmus auf, sondern können sich nach jeglicher sexueller Aktivität manifestieren.*
- *Die Symptomvielfalt ist heterogener als bisher angenommen.*
- *Postkoitale Symptome können zu starkem Leidensdruck bei den Betroffenen führen. In solchen Fällen empfiehlt sich die Weiterverweisung an eine sexologisch ausgebildete Fachperson.*

siert. Dabei hat sich gezeigt, dass mit bis zu 46,2% der Frauen, die berichten, bereits einmal in ihrem Leben eine PD-Episode erlebt zu haben, das Phänomen häufiger auftritt als bisher angenommen.^{4,5} In denselben Studien gaben sogar rund 2% der Frauen an, regelmässig an PD-Symptomen zu leiden.^{4,5} Belege für das Auftreten von PD bei Männern stammen bisher vornehmlich aus anekdotischen Praxisberichten. Die erste umfangreiche Studie an 1208 Männern aus dem Jahre 2019 hat jedoch gezeigt, dass ebenfalls 41% der befragten Männer schon PD-Symptome erlebt haben und diese bei 4% – also bei gut doppelt so vielen wie bei den Frauen – regelmässig auftreten.⁶

Methodologische Erhebungslimitationen

Alle bisherigen Studien haben sich bei der Erhebung der PD einer einzigen Frage bedient, mit der nach Symptomen von «Traurigkeit, Melancholie und Gereiztheit»

unmittelbar nach der sexuellen Aktivität gefragt wird.⁴⁻⁷ Diese Affektzustände sind jedoch phänomenologisch unterschiedlich und dementsprechend separat zu betrachten. Zudem bleibt ungewiss, welche Symptome dabei genau im Vordergrund stehen und mit welcher Häufigkeit diese auftreten. Ausserdem ist es durchaus möglich, dass weitere Symptome existieren, die möglicherweise sogar prävalenter sind. Schliesslich lieferten die bisherigen Studien auch keine Hinweise zu den Rahmenbedingungen, in denen PD-Symptome auftreten können. Geschieht dies wirklich nur nach dem Geschlechtsverkehr oder auch nach der Masturbation? Und treten die Symptome lediglich nach einem Orgasmus oder einer Ejakulation auf oder zeigen sie sich unabhängig vom Höhepunkt?

Aktuelle Studie im deutschsprachigen Raum

Um diese methodologischen Lücken zu schliessen und das Phänomen der PD genauer zu beleuchten, hat eine kürzlich im deutschsprachigen Raum durchgeführte Online-Studie insgesamt 21 Symptome und den Kontext, in dem diese auftreten können, genauer unter die Lupe genommen (Abb. 1; Tab. 1).⁸ Die Studienteilnehmer wurden mittels Mund-zu-Mund-Propaganda, Aushängen und Newsletter-Aufrufen an verschiedenen Orten wie Spitälern, Universitäten, Bars und Online-Plattformen (facebook, linkedin) rekrutiert. Teilnehmer <18 Jahren oder solche, die noch nie sexuell aktiv waren, wurden von der Studie ausgeschlossen. Am Ende wurden 223 Frauen und 76 Männer mit einem Durchschnittsalter von 36,2 Jahren in die Studie eingeschlossen. Konträr zu den bisherigen Studien wurde dabei besonderes Augenmerk auf eine heterogene und detaillierte Erfassung der PD-Symptomatik gelegt.

Die Auswahl der Symptome basierte auf bisherigen wissenschaftlichen Berichten zur PD sowie auf klinischen Erfahrungsberichten dreier Sexualmediziner und Sexologen zur Manifestation der PD. Zusätzlich wurden klinische Interviews mit acht Patienten (drei Männer und fünf Frauen) mit einer selbstberichteten PD durchgeführt. Die resultierenden 21 Symptome (Abb. 1) wurden einer explorativen Faktorenanalyse unterzogen, die vier übergeordnete Faktoren produzierte, die wie folgt benannt wurden: 1. depressiver Gemütszu-

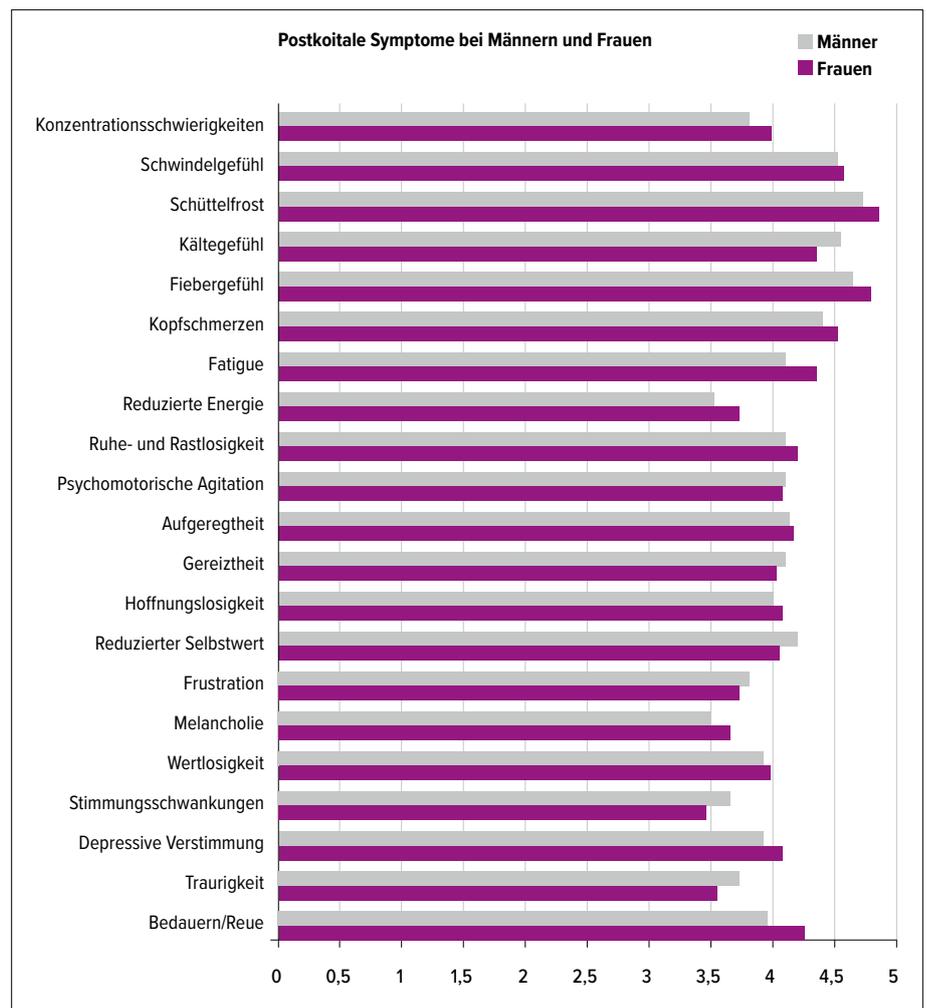


Abb. 1: Postkoitale Symptomhäufigkeit bei Mann und Frau. Niedrigere Werte bedeuten eine höhere Symptomausprägung (1 = immer bis 5 = nie)

stand, 2. Agitiertheit, 3 Lethargie und 4. «Erkältungs-ähnliche Symptome». Im Anschluss an die Symptomliste wurden noch die kontextuellen Faktoren sowie der mit PD assoziierte Leidensdruck mittels selbstgenerierter Fragen erhoben.

Symptomheterogenität fernab von klassischer Dysphorie

Laut der besagten Studie von Burri und Hilpert (2020) berichteten rund 91,9% der Teilnehmer, dass sie während der letzten vier Wochen, und 94,3%, dass sie mindestens einmal, seit sie sexuell aktiv sind, eines der 21 gelisteten postkoitalen Symptome gezeigt haben.⁸ Die häufigsten Symptome bei den Frauen waren Stimmungsschwankungen, Traurigkeit und Melancholie (Abb. 1). Bei Männern dominierten Traurigkeit, Energielosigkeit und Stimmungsschwankungen (jeweils in der Rei-

henfolge). Dabei konnte auch ein Geschlechterunterschied in der Symptomhäufigkeit beobachtet werden. Frauen berichteten nämlich über signifikant mehr Traurigkeit, Stimmungsschwankungen, Frustration und Gefühle von Wertlosigkeit im Vergleich zu den Männern. Obwohl Symptome wie Energielosigkeit, Fatigue, Kopfschmerzen und Konzentrationschwierigkeiten im Gegensatz zu den «klassischen» PD-Symptomen nicht dominierten, wurden sie dennoch relativ häufig angegeben (Abb. 1). Interessant ist auch der Symptomkontext (Tab. 1). Bei der Mehrheit der Befragten zeigten sich die Symptome zwar nach einvernehmlichem Geschlechtsverkehr (73,5%), jedoch berichtete fast die Hälfte (41,9%), dass die Symptome grundsätzlich nach jeder Art der sexuellen Aktivität auftraten und bei 46,6% auch nach der Masturbation – jeweils unabhängig vom Erleben eines Orgasmus. Wie bei an-

	Gesamte Stichprobe (n = 299)	Männer (n = 76)	Frauen (n = 223)
Symptompräsenz nach irgendeiner sexuellen Aktivität	41,9%	34,8%	44,3%
Symptompräsenz nur nach Geschlechtsverkehr	73,5%	66,6%	75,7%
Symptompräsenz nur nach Orgasmus/Ejakulation	33,9%	60,0%	25,3%
Symptompräsenz auch nach Masturbation	46,6%	55,9%	43,6%
Symptompräsenz nur nach Masturbation	4,9%	8,6%	3,7%
Dauer der Symptome			
<1 min	2,5%	2,9%	2,3%
1–5 min	15%	13,4%	15,4%
5–30 min	29,3%	23,9%	30,9%
30–60 min	14,3%	13,4%	14,5%
60–120 min	7,1%	11,9%	5,6%
Einige Stunden	16,1%	23,9%	13,6%
1 Tag	5%	1,5%	6,1%
>1 Tag	10,7%	8,9%	11,2%

Tab. 1: Kontextuelle Informationen in Zusammenhang mit postkoitalen Symptomen (n = 299)

deren Sexualbeschwerden zeigte sich auch in dieser Studie eine robuste Korrelation zwischen dem Ausmass der Symptome und dem persönlichen und partnerschaftlichen Leidensdruck.

PD – Begrifflichkeit und Krankheitswert

Diese neuen Studienergebnisse zeigen klar auf, dass sich das postkoitale Symptomspektrum heterogener präsentiert als bisher angenommen. Zudem haben viele der häufig auftretenden Symptome nur wenig mit der klassischen «Dysphorie» gemeinsam. Deswegen ist es ratsam, sich in Zukunft vom Begriff der «postkoitalen Dysphorie» zu distanzieren und lediglich von «postkoitalen Symptomen» zu sprechen, bis man sich auf ein entschiedenes Störungsbild mit zugehöriger Definition geeinigt hat. Ein solches ist auch vor dem Hintergrund zukünftiger epidemiologischer Forschung wichtig. Damit die Vergleichbarkeit der Studien gegeben ist und die Ursachenforschung effizient voranschreiten kann, bedarf es klar definierter Phänotypen.

Denn gerade was die Ursachen postkoitaler Symptome angeht, ist bisher nur sehr wenig bekannt. Postuliert wird mehrheitlich eine multifaktorielle Entstehung, bei der verschiedene biopsychosoziale und affektive Faktoren eine Rolle spielen können.^{4–7} So wird nach dem Sex und dem Orgasmus eine Reihe von Hormonen und Neurotransmittern ausgeschüttet, welche im Falle postkoitaler Symptome vermehrt oder reduziert vorhanden sein können.⁹ Ein Zusammenhang zwischen früherer Missbrauchserfahrung und postkoitaler Verstimmung konnte ebenfalls wiederholt aufgezeigt werden.^{4, 6, 7} Andere psychoaffektive Theorien wiederum suggerieren eine schwache «Ich»-Position als Risikofaktor.⁵ Dies führt dazu, dass Menschen, die sich in einer Beziehung nicht gut vom Partner abgrenzen können, nach dem Sex eher negative Emotionen haben als solche, die auch in einer Beziehung ihre Eigenständigkeit wahren. Auch ist es möglich, dass solche Menschen, die ihrem Partner meist besonders nahe sein wollen, schlicht und ergreifend das Auseinandergehen nach dem Sex als besonders schmerzhaft

empfinden. Wie jedoch erwähnt, liegt der postkoitalen Symptomatik höchstwahrscheinlich eine Kombination von Faktoren zugrunde, welche zusammen mit einer biologischen Prädisposition und dem Vorhandensein psychoaffektiver Komorbiditäten im Sinne von Depression das Phänomen begünstigen.

Zum Problem wird die postkoitale Verstimmung dann, wenn es zur Belastung für den Betroffenen und/oder den Partner wird. So kann sie dazu führen, dass der Sex aus Angst vor der depressiven Verstimmung hinterher zunehmend gemieden wird. Dies wirkt sich nicht nur negativ auf die Sexualität aus, sondern kann auch die Beziehungszufriedenheit beeinträchtigen und so die Partnerschaft gefährden. Deswegen sollten sich Betroffene unbedingt so früh wie möglich an einen Sexualtherapeuten wenden. Unabhängig davon gilt es, in Zukunft weiter abzuklären, ob es tatsächlich Menschen gibt, bei denen die Symptome Krankheitswert haben. ■

Autorin:

Dr. sc. **Andrea Burri**

EFS-ESSM zertifizierte Psychosexologin (ECPs),

Direktorin des Institute for Sex Counselling and

Sexual Sciences (ISCSS), Zürich

E-Mail: info@iscss21.com

www.iscss21.com

■0612◆

Quelle:

Präsentiert im Rahmen des 22nd Congress of the European Society for Sexual Medicine, 23.–25. Januar 2020, Prag

Literatur:

1 Masters WH, Johnson V: Human sexual response. Boston: Little, Brown, 1966 2 Basson R: Female sexual response: a different model. J Sex Marital Ther 2001; 26: 51-65 3 Sadock BJ, Sadock VA: Kaplan & Sadock's concise textbook of clinical psychiatry (3rd ed.). Philadelphia: Lippincott Williams & Wilkins, 2008 4 Bird B et al.: The prevalence and correlates of postcoital dysphoria in women. Sex Health 2001; 23: 14-25 5 Schweitzer RD et al.: Postcoital dysphoria: prevalence and psychological correlates. Sex Med 2015; 5: 235-43 6 Maczkowiack J, Schweitzer RD: Postcoital dysphoria: prevalence and correlates among males. J Sex Marital Ther 2019; 7: 1-13 7 Burri A, Spector TD: An epidemiological survey of post-coital psychological symptoms in a UK population sample of female twins. Twin Res Human Genet 2011; 3: 240-8 8 Burri A, Hilpert P: Postcoital symptoms in a convenience sample of men and women. J Sex Med 2020, epub ahead of print 9 Bancroft J: The endocrinology of sexual arousal. Endocrinol 2005; 18: 411-27

sah als beim Bruder. Zurück zum Porno. Ich dämonisiere da nichts. Das ist eine Informationsquelle, aber eine einseitige.

In manchen Büchern zur Aufklärung werden Stellungen und sexuelle Präferenzen explizit thematisiert. Muss das sein?

Zu den Büchern: Es gibt gute, es gibt weniger gute. Da hilft nur ansehen und auswählen. Ich denke, wir sollten uns von dem Gedanken verabschieden, dass Informationen Kinder überfordern. Sie hören exakt so lange zu, wie sie etwas interessiert. Der Rest perlt ab. 4-Jährige klinken sich beim Thema Verhütung aus. 15-Jährige nicht. Wie gesagt, die Devise heisst: Locker bleiben und weg vom Müssen hin zum Spüren. Ich glaube, wenn man sein Kind beobachtet, seine Neugier und Fragen ernst nimmt und nichts dagegen hat, ab und an zu lachen, dann ist es gar nicht so kompliziert. ■

Das Interview erschien zuerst in «Wir Eltern».



Dr. Karoline Bischof ist Gynäkologin und Sexualtherapeutin am Zentrum für Interdisziplinäre Sexologie in Zürich

HINTERGRUND

Das Gleiche ist nicht dasselbe

Eine zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugendalters ist das Erlernen eines verantwortungsvollen Umgangs mit Sexualität.

Andrea Burri, Psychologin und Sexualforscherin

Die Auseinandersetzung mit dem sich entwickelnden Körper (dem eigenen und dem des anderen Geschlechts) sowie den Geschlechterrollen und -identitäten, ist wichtig für das Selbstverständnis eines Jugendlichen und beeinflusst die zukünftige Beziehungsgestaltung und den Lebensentwurf.

Interkulturelle Unterschiede

Sexuelle Werte, Einstellungen und Praktiken unterliegen einem direkten soziokulturellen und religiösen Einfluss und werden stark vom gesellschaftlichen Wandel und ihrem Stellenwert im eigenen Umfeld geprägt. Gerade in einer immer stärker von Migration gezeichneten Zeit ist deswegen ein Verständnis interkultureller Unterschiede in der Sexualität von zentraler Bedeutung. Sexualität ist ein soziales Konstrukt, welches die hiesigen Normen und die gelebte Kultur in der Familie massgeblich beeinflussen. Dies stellt für viele Jugendliche eine Konfliktsituation dar. Aussagen und Gepflogenheiten von «zu Hause» stossen auf divergierende Erwartungen und Botschaften des ausserfamiliären Umfelds. Wie die Kinder und Jugendlichen mit solchen Konflikten umgehen, hängt stark von der Wissensvermittlung und den Entfaltungsmöglichkeiten ab, welche ihnen beispielsweise die Schule bietet.

Interkulturelle Kompetenz

Für die Bildung dieser interkulturellen Kompetenz im Bereich Sexualität (damit ist ein vorurteilsfreier Umgang und das Begreifen der spezifischen Konzepte des Denkens, Fühlens und Handelns von Menschen aus fremden Kulturen gemeint) bedarf es motivierter pädagogischer Fachkräfte, welche ihre eigenen Denkmuster und -barrieren überwinden und so Offenheit gegenüber interkulturellen Unterschieden vermitteln können. Hierbei sollten besonders Vorurteile und Zuschreibungen hinterfragt werden, die Ausgrenzung und Diskriminierung weitertragen und verstärken. Bedauerlicherweise überlassen viele Eltern – ob mit oder ohne Migrationshintergrund – die Sexualaufklärung der Schule. Es wird in der Familie nur selten über intime Themen gesprochen. Viele Eltern verfügen gar nicht über das nötige fachgerechte sexualpädagogische

Wissen. Der Umgang mit Sexualität ist je nach Bildungs- und Sozialhintergrund unterschiedlich. Häufig besteht das Problem, dass die Aufklärungsarbeit der Schule keine Fortsetzung im Elternhaus findet.

Interkulturelle Vergleiche

Die sozialwissenschaftliche Forschung über Liebe und Sexualität ist lange Zeit aus einer westlichen und einer vermeintlich universal übertragbaren Perspektive betrachtet worden. Studien, welche interkulturelle Vergleiche in der Sexualität zwischen den Gesellschaften zulassen, sind demzufolge nach wie vor selten. Noch seltener sind Schweizer Studien über Sexualität im Migrationskontext. Die wenigen vorhandenen Fakten und Informationen über die hiesigen Zustände stammen hauptsächlich aus Beratungsarbeiten von Fachstellen, welche meistens in bestimmten Krisensituationen erfasst werden und so höchstwahrscheinlich verzerrt sind und nicht die «Normalsituation» widerspiegeln. Ein Blick über die Grenze nach Deutschland zeigt, dass deutliche Unterschiede im Sexualverhalten zwischen Jugendlichen deutscher Herkunft und jenen anderer Kulturkreise bestehen. So haben laut einer im Jahr 2015 durchgeführten Studie 65% der 17-jährigen Mädchen deutscher Herkunft bereits Erfahrungen mit Sexualität, wobei es bei ausländischen Mädchen lediglich 44% sind. Bei den Jungen sind solche Unterschiede nicht sichtbar und die Anteile verlaufen mit 58% und 55% weitgehend parallel. Mit anderen Worten, deutsche Mädchen sind sexuell aktiver und den Jungen deutscher Herkunft in sexuellen Erfahrungen zwei Jahre voraus. Zudem haben die Jahrgänge der Mädchen mit Migrationshintergrund beinahe durchgehend geringere Anteile in den Erfahrungen mit Geschlechtsverkehr als die Jungen. Interessant sind auch die Gründe für die Zurückhaltung bei sexuellen Aktivitäten. Während von den deutschen Mädchen vorrangig zu *schüchtern* (34%), *bin noch zu jung* (29%) und *Angst vor Ungeschick* (28%), *fehlendes Interesse* (20%) als die häufigsten Gründe genannt werden, geben ausländische Mädchen folgende Kriterien an: *bin noch zu jung* (29%), *vor der Ehe nicht richtig* (28%), *zu schüchtern* (26%) und *Angst vor den Eltern* (20%).

Einstellungen und Verhaltensweisen

Wie bereits erwähnt sind vergleichbare Studien in der Schweiz praktisch inexistent und dieses fehlende Wissen ist einer liberalen Haltung den kulturellen Abweichungen gegenüber nicht förderlich. Umso wichtiger für die Integration von Jugendlichen aus fremden Kulturkreisen ist es, dass das wenige bestehende Wissen über die wesentlichen kulturellen Unterschiede in der Sexualität so früh und ausführlich wie möglich vermittelt wird – vor allem, was die sich abzeichnenden Spannungsfelder angeht. So zeigen sich bereits bei der Definition von Sex und Sexualität kulturelle Differenzen. Im allgemeinen Sinn bezeichnet die

Was muss man machen wenn die Hoden aufgerissen sind? Kann man dann noch Sex haben?

«Männer betrachten Geschlechtsverkehr getrennt von Liebe, Frauen setzen Liebe als Bedingung für Sex voraus.»

menschliche Sexualität die Gesamtheit der Lebensäusserungen, Verhaltensweisen, Empfindungen und Interaktionen von Menschen in Bezug auf ihr Geschlecht. Obwohl für viele passionierte Liebe, sexuelles Begehren und sexuelle Aktivitäten tendenziell nicht trennbar sind, ist diese Verbindung nicht zwangsläufig. So gibt es zahlreiche Kulturen, in denen von zwischenmenschlicher

Sexualität nicht auf sexuelle Gefühle rückgeschlossen werden kann. Daraus folgt, dass bereits die Einstellungen gegenüber gewissen Themen wie vor- oder ausserehelicher Sex kulturell stark gewichtet sind. Doch auch innerhalb einer Kultur herrschen nicht selten beachtliche Divergenzen – gerade was die Einstellungen und tolerierten Verhaltensweisen von Frau und Mann angeht. So wird vor- und ausserehelicher Sex bei Männern eher als bei Frauen akzeptiert (in den westlichen Kulturen glücklicherweise abklingend). Ebenso zeigen Studien aus den USA, dass sich Männer

und Frauen hinsichtlich der Bedeutung, die sie Sex beimessen, unterscheiden: Männer betrachten Geschlechtsverkehr getrennt von Liebe, Frauen setzen Liebe als Bedingung für Sex voraus. Solch eine geschlechtsspezifische Kluft beobachten wir auch in Ländern wie Afrika, China und Schweden.

Sexuelle Revolution?

Dennoch lassen Studienergebnisse den Schluss zu, dass sich in der westlichen Welt besonders in unserem Jahrhundert eine sexuelle Revolution vollzogen hat. Diese wirkte sich auch auf die nicht-westlichen Kulturen aus. Besonders in der Veränderung des Rollenverhaltens von Mann und Frau, im Absterben der Doppelmoral bis hin zu sozialer Gleichheit in sexuellen Präferenzen, Gefühlen und Erfahrungen. Die meisten modernen Gesellschaften versuchen so, heute allen auf gesellschaftlich moderaterer Ebene Raum für grössere sexuelle Freiheiten zu schaffen. Nichtsdestotrotz vollzieht sich diese Entwicklung zwischen den Kulturen und Gesellschaften mit ungleichem Tempo und Fokus, weshalb Divergenzen nach wie vor existent sind und es wohl noch einige Zeit bleiben werden.

Sexuelle Identität und Entwicklung

Nebst den tatsächlichen Unterschieden und den daraus resultierenden möglichen Spannungsfeldern, ist die pauschalisierte Wahrnehmung ein weiteres zentrales Problem. So werden

Jugendliche aus andern Kulturkreisen oft als Repräsentanten ihres Herkunftslandes wahrgenommen und nicht als individuelle Persönlichkeiten, die einen hiesigen Sozialisierungsprozess durchlaufen. Stereotype Aussagen und Erwartungen des Umfeldes sind dementsprechend häufig und können eine schwere Belastung für die Jugendlichen darstellen, die sich dann in Problemen mit der eigenen sexuellen Identität und Sexualentwicklung offenbart. Dem muss möglichst früh entgegengewirkt werden, indem individuell geprägte Ausdrucksformen gelebt werden dürfen. So reduziert sich das Risiko, dass Fremdzuschreibungen der Sexualität der Jugendlichen mit Migrationshintergrund mögliche Stereotypen als Referenzen festigen und folglich sexuelles Verhalten und die Vorstellung von sexuellen Erlebnissen bei diesen Jugendlichen beeinflussen.

Resümee

Zusammenfassend lässt sich sowohl aus Forschungsberichten wie auch aus empirischen Fakten und Tatbeständen ableiten, dass es zwar kulturelle Unterschiede gibt, die verschiedenen Gruppen sich jedoch in ihrem Standpunkt oft ähnlicher sind als die Stereotypen es wahrhaben wollen – gerade was Liebe und Sexualität angeht. Zudem können individuelle persönliche Unterschiede im herausgebildetem Verhalten stärker sein als kulturelle Differenzen, weshalb wir Pauschalisierungen und Stereotypisierungen gegenüber vorsichtig sein sollten. Kulturelle Einflüsse können zwar lebenslang andauern, werden aber manchmal durch neue Umstände rasch assimiliert. ■



Dr. Andrea Burri

Sie ist die Leiterin und Gründerin des Institute for Sex Counselling and Sexual Sciences ISCSS. Mit über 10 Jahren klinischer Erfahrung bietet sie professionelle Sexual- und Paarberatung bei einer Vielzahl von Problemen. Aufgrund der intensiven Forschungstätigkeiten und -beiträge zählt Frau Burri zu den weltweit führenden und anerkanntesten Sexualforschern auf dem Gebiet der biopsychosozialen Mechanismen sexueller Funktionsstörungen.

THEMA

Sexualpädagogik in Schulen

Situation und Optionen für die Lehrerbildung.

Uwe Sielert, Erziehungswissenschaftler und Sexualpädagoge, Universität Kiel

Über Sexualerziehung in der Schule wissen wir empirisch gesättigt nur sehr wenig. Aus diesem Grund wurde in den Jahren 2011/2012 am Institut für Pädagogik der Universität Kiel ein Lehrforschungsprojekt durchgeführt, mit dem zumindest ein kleiner Einblick in den Status schulischer Sexualerziehung ermöglicht werden soll. Die kleine Pilotstudie bezieht sich auf Grundschulen in Deutschland und hat zum Ziel, der bestehenden Praxis näher zu kommen. Die in diesem Artikel zusammengestellten Hauptaussagen erheben nicht den Anspruch einer repräsentativen Situationsanalyse. Die Angaben zu spezifischen Mehrheitsverhältnissen angesichts einzelner Teilthemen sind genauer dokumentiert in dem 2011 im Internet veröffentlichten Abschlussbericht.*

Das sexuelle Weltwissen der Kinder ist uneinheitlich, hat insgesamt aber stark zugenommen

Wie zu erwarten war, interessieren sich Kinder auch nach eigener Aussage schon im Grundschulalter für sexuell relevante Themen. Natürlich unterscheiden sich auch diesbezüglich Schüler/innen je nach Alter, Geschlecht, sozialer und kultureller Herkunft und der Kommunikation über Sexualität in ihren Familien und Schulen sehr in Bezug auf ihr Vorwissen, im sprachlichen Ausdruck, Frageverhalten und im sozialen Umgang miteinander. Sowohl an den Interessen und Fragen der Kinder als auch an den Aussagen der Lehrkräfte lässt sich ablesen, dass das sexuelle Weltwissen der 6 bis 10-Jährigen einerseits das aktuell Notwendige übersteigt, andererseits aber auch zu bruchstückhaft und ungenau ist, um die anstehenden Entwicklungsaufgaben kompetent zu bewältigen. Sie schnappen vieles in ihrer direkten Umgebung auf, können sich aber nicht immer einen Reim darauf machen.

Kinder brauchen zugewandte Eltern und Lehrkräfte, um sich sexuell zu bilden

Erwachsene sind verunsichert angesichts der aktuellen Situation von Kindersexualität. Etwa die Hälfte der Lehrpersonen äussert, dass das Vorwissen der Kinder ihrem Alter nicht angemessen sei. Genährt wird diese Deutung durch das Wissen um Elternängste, die nicht nur in Familien mit Migrationshintergrund ausgemacht werden. Es lässt sich sogar belegen, dass gerade dort eine grösser werdende Gruppe der Primarstufe dankbar ist, wenn sie sich dieses schwierigen Erziehungsthemas annimmt.



Sexologin Andrea Burri in ihrem Element, illustriert von Julia Ossko und Eugen Schulz

Mit mehr Phantasie zur Euphorie

Warum es beim Sex wichtig ist, sich auf die eigenen Bedürfnisse zu besinnen, erklärt die Wissenschaftlerin Andrea Burri.

Von Sonja Kastilan

Vor ein paar Monaten noch, da war alles ganz anders. Wildfremden die Hand zu geben, das war normal. Schlicht ein Akt der Höflichkeit, zumindest in Mitteleuropa. Jetzt, da Menschen mindestens anderthalb Meter Abstand wahren sollten, fühlt sich diese leichte Berührung merkwürdig intim an. Der Handschlag wird zu einem gesellschaftlichen Tabu, das wir nach kurzem Zögern brechen, wie auch unser Treffen von zwei Fremden geradewegs unziemlich wirkt. Mehr noch als das Thema, über das wir am helllichten Nachmittag in einem Zürcher Lokal ohne Maske sprechen: Sex. Rote Ohren am Nachbartisch sind nicht zu befürchten, dafür sorgt die größere räumliche Distanz.

Sex ist das, was Andrea Burri einmal als ihr „tägliches Brot“ bezeichnet hat. Ein anderes Mal als überbewertet – von einer Gesellschaft, die Sex heute zum Maßstab für eine gute Beziehung erklärt und dafür einen Normalwert braucht, um jeden daran zu messen. „Aber was sagt die Anzahl darüber aus, ob es jemand Spaß gemacht hat? Vielleicht ist einmal im Monat für ein Paar weitaus besser als die wöchentlichen zwei, drei Male von anderen. Oder man hat womöglich öfter Lust, aber eben keinen Babysitter.“ Die Schweizerin lacht, sie kennt dafür genügend Fallbeispiele und erzählt ihren Landsleuten regelmäßig, was Sache ist: Im Auftrag des Boulevard-Mediums *20 Minuten* gibt Burri praktische Ratschläge, etwa für gelungenen Oralsex oder ein besseres Durchhaltevermögen. Im One-Love-Kanal der Pendlzeitung spricht sie über Polyamorie ebenso offen wie über Lustlosigkeit, und sie erklärt, warum eine postkoitale Dysphorie manche gar zu Tränen rührt. Sie lässt sich auf Selbstversuche ein, geht zu einem Sensual-Speed-Dating, probiert eine Diät mit speziellen Lebensmitteln aus, die ihr ehemaliger Doktorvater zur Luststeigerung empfahl, und schreibt recht offenerzig über Selbstbefriedigung. Intime Details zu erklären, das gelingt ihr, sportlich elegant in Jeans und Bluse, auch bei unserem Treffen, ohne peinlich oder schlüpfzig zu sein. Sie füllt auch locker eine gute Stunde Radiozeit und wird vielleicht schon bald von einem Fernsehsender für ein breites Massenpublikum gewonnen.

Dass Andrea Burri, Jahrgang 1980, so unverkrampft über Sex sprechen kann, auch handle es sich um ihre letzte Wandertour, liegt vermutlich einfach daran, dass sie das Thema weniger persönlich als nüchternsachlich angeht. Im Juni vor einem Jahr hat sie mit Kollegen in Zürich ihr eigenes Institute for Sex Counselling and Sexual Sciences gegründet und somit „alles auf eine Karte gesetzt“ und den Schritt weg von der Universität in die Selbstständigkeit gewagt. Davon war sie in der Schweiz, in Neuseeland, Deutschland, Finnland und Großbritannien als Wissenschaftlerin tätig, nachdem sie Klinische Psychologie in Zürich und Sexualwissenschaften in Hamburg studiert hat und 2010 in London pro-

movierte. Ihre Publikationsliste bezeugt ein internationales Renommee, und es geht längst nicht immer um Masturbation oder die Frage, wie wichtig Frauen die männliche Ejakulation ist. Tatsächlich scheint Letztere eine Rolle für ihre Zufriedenheit zu spielen, nur nicht für jede auf gleiche Weise. Wie komplex die weibliche Sexualität ist, versucht Andrea Burri unter anderem auf der genetischen Ebene zu erfassen, zu viele Fragen seien noch offen. Auch weil Lust und Erregung sich unterscheiden, subjektiv außerdem anders wahrgenommen werden, als es physiologisch messbar wäre: „Körperliche Erregung muss nicht bedeuten, dass eine Frau sie dann auch als solche empfindet.“ Gleichzeitig nimmt Burri die biologisch einfacher gestrickten Männer in Schutz, deren Sexualität habe man bisher zwar mehr Aufmerksamkeit geschenkt, aber sie seien nicht unangreifbar. Auch ihnen würde Stress zusetzen, und unter Leistungsdruck im Bett leiden nicht nur Frauen.

Nach ihrem Forschungsinteresse gefragt, sagt Burri, sie habe lange das Ziel gehabt, jeglichen Faktor, der für die menschliche Sexualität eine Rolle spielt, zu isolieren. Sie hoffte, das Zusammenspiel mathematisch berechnen zu können, obwohl Tausende solcher Faktoren existieren, seien es biochemische Signale des Körpers und deren Rezeptoren oder Umwelteinflüsse. Den Hormonen kommt natürlich eine wichtige Rolle zu, darunter Testosteron oder Oxytocin, welches zwischenmenschliche Bindungen verfestigt, sowie den tiefgreifenden Systemen der Botenstoffe Dopamin und Serotonin. Diese kontrollieren viel mehr als nur Lust und Erregung, manche Rezeptoren beeinflussen offenbar auch die Zahl der Sexpartner oder das Alter, wann es zum allerersten Mal passiert.

„Und irgendwann dachte ich mir: Wo sind eigentlich die Wissenslücken in der Gesellschaft? Es herrschen immer noch so viele Missverständnisse, und die wollte ich ausräumen. Das bekannte Wissen, und das ist gar nicht so wenig, sozusagen auf leicht verständliche Informationen herunterbrechen“, beschreibt Burri, was sie jetzt umtreibt. An ihrem Institut wid-

met sie sich der Sexual- und Paarberatung. Die Wissenschaft steht nicht mehr an erster Stelle, trotzdem würden sich mindestens fünf Forschungsprojekte um Sexualität drehen. In ihrer Laufbahn musste Burri immer wieder erfahren, dass das Thema zwar jeden irgendwie zu interessieren scheint, und doch ist es in der akademischen Welt ein Tabu. Mit den Sexualwissenschaften befassen sich im deutschsprachigen Raum nur wenige Universitäten, und meist dreht sich dann alles um Medizin oder Forensik, beispielsweise um körperliche Dysfunktionen oder Gewalt und Missbrauch. Auch in der Soziologie oder Psychologie arbeitet man auf diesem Gebiet, nur der interdisziplinäre Grundlagenforschung wolle sich keiner so recht annehmen: „Dabei zeigen zahlreiche Studien, dass Menschen in hohem Grade Depressionen oder auch Angststörungen entwickeln, wenn sie, aufgrund von chronischen Krankheiten etwa, Sex nicht so ausleben können, wie sie es gerne möchten“, sagt Burri, die nicht nur hier Forschungsbedarf sieht. Vor ein paar Jahren wünschte sie sich in einem Aufsatz über die „Genetik des weiblichen Sexualverhaltens“ mehr Forschung zur genetischen sowie epigenetischen Basis. Nicht etwa damit sich sexuelle Orientierung, Partnerzahl oder ein bestimmtes Verhalten mittels Erbinformationen diskriminieren ließe, gar verändern, was als Konsequenz solcher Genom-Analysen immer wieder befürchtet wird und für Diskussionen sorgt. Sondern um Frauen etwa von Stigmata zu befreien und ihnen wenn möglich bei ihren sexuellen Schwierigkeiten zu helfen. Und doch gibt Burri zu, selbst ein bisschen resigniert zu haben, die Hürden für entsprechende Studien seien zu groß. Wenn sie jetzt in einem ihrer Projekte den Einfluss des Mikrobioms, also der Mikroorganismen des Körpers, auf die Sexualität untersucht, nutzt sie dafür britische Daten. Sie arbeitet dabei mit Kollegen zusammen, die eine Zwillingsskohorte betreuen und bereits einen wahren Schatz an psychometrischen und biologischen Daten gesammelt haben. „So kann ich mit relativ geringem finanziel-

len Aufwand der Frage nachgehen, inwiefern ein Zusammenhang zwischen Mikrobiom und sexuellen Funktionen besteht“, erklärt Burri. Auch wie sich Stress, Körpergewicht oder Depression auswirken, lasse sich betrachten, solche Analysen seien jedoch sehr langwierig und komplex.

Sie bewertet nicht und versucht zu helfen, wenn jemand sie um Rat bittet, aber auf typische Fragen, was wie oft „normal“ sei, reagiert Burri inzwischen durchaus genervt: „Warum soll sich jemand nach einer Norm richten, statt dem eigenen Bedürfnis zu folgen?“ Daraus entsteht oft Leidensdruck; in einer Therapie könne man lernen, den wieder abzubauen: nicht nur mit Übungen, sondern durch das Konzept, sich auf sich selbst zu konzentrieren, statt anderen hinterherzueifern. „Wir sollten die individuellen Unterschiede mehr akzeptieren“, meint Burri. Gerade jene, die generell zwischen den Geschlechtern bestehen: Schließlich seien wir keine austauschbaren, neutralen Roboterwesen. Ihr Tipp für emsige Selbstoptimierer: „Locker lassen, Sex nicht so ernst und wichtig nehmen.“

Fortpflanzung ist sowieso nicht mehr das oberste Ziel, wichtiger ist vielen oft nur das reine Vergnügen, und Gesetze gestatten Frauen wie Männern, verheiratet oder nicht, heute eine Freizügigkeit wie nie zuvor. Ein Luxus, den aber nicht alle als solchen empfinden. In einer leistungsorientierten Gesellschaft gilt auch in der Sexualität der Wunsch nach immer mehr, seien es wechselnde Partner oder auf Erfolg getrimmte Toys. Und wenn dann eine neue Produktlinie sogar mit einem Countdown beworben wird, erinnert das allerdings eher an einen Wettkampf als an lustvolle Liebesspiele.

Manche Probleme würden sich wohl in Luft auflösen oder zumindest reduzieren, wenn die Menschen einfach akzeptierten, dass es für sie eben anders sei, sagt Burri, die Sexualität als fluide beschreibt, sie verändere sich mit uns und unseren Erfahrungen. „Wir trauen uns trotzdem noch viel zu selten, zu den eigenen Bedürfnissen zu stehen und diese zu erkunden, auf eine spielerische Art und Weise.“ Ausprobieren lasse sich vieles, doch wie beim Essen habe nun mal nicht jeder den glei-

chen Geschmack. Deshalb muss nicht jeder ein SM-Abenteuer suchen, weil eine Roman-Trilogie zum Bestseller wurde. Oder sich polyamor geben, wenn eine monogame Beziehung besser passt: „Aus einer Option kann auch Druck werden. Und manchmal wird dann so viel darüber berichtet, dass ein neuer Trend fast wieder zur Konvention wird.“

Weil Menschen dazu neigen, nur die Probleme zu sehen, nicht die schönen Momente, nutzt Andrea Burri ihre Position als neutrale Außenstehende, um in der Praxisarbeit die „ganz vielen tollen Dinge hervorzuheben“, die durch Nörgeleien und ewiges Herumkauen von Paaren oft vergessen werden. „Man macht ein Riesentamant daraus, obwohl das Problem relativ betrachtet sehr klein ist, wenn überhaupt eines.“ Es sei nichts dagegen einzuwenden, wenn sich jemand verbessern möchte, aber eben nicht, wenn das zu Stress, Frust und einer Negativität führe, die alles andere dominiere. All zu viel Neues können wir heute dem erotischen Spektrum wahrscheinlich ohnehin nicht mehr hinzufügen. „Wir haben andere Möglichkeiten, uns zu vernetzen. Manche Vorlieben werden jetzt gesellschaftsfähig, und wir können offener über unsere Wünsche sprechen, was uns in der Forschung natürlich hilft“, sagt Burri. „Trotzdem glaube ich nicht, dass sich die menschliche Sexualität neu erfinden kann. Das Angebot mag größer sein, aber wir machen heute das, was unsere Ahnen in ähnlicher Form schon immer taten.“ Ihre wissenschaftliche Neugier ist trotzdem noch lange nicht befriedigt: „Eigentlich verstehen wir die Sexualität generell noch nicht richtig, ob die von heute oder von vor tausend Jahren. Man weiß zum Beispiel nicht, was beim Orgasmus genau vor sich geht. Oder warum so viele Frauen keinen haben können. Darauf Antworten zu finden und diese Fragen mit den sich auch immer weiterentwickelnden Methoden zu untersuchen, das macht mir nach wie vor Spaß.“ Wenn Frauen nur ein Krübeln im Bauch spüren, ist das vermutlich noch nicht das höchste der Gefühle, das von Muskelkontraktionen des Beckens und anderen Körperregionen begleitet wird. Die Muskeln zucken, das Herz schlägt schneller, manche Gebiete werden überaus feucht, und zu dieser „petite mort“ gehört ein Gefühl von Euphorie. Was biochemisch passiert, ist nicht genau bekannt. Es werde spekuliert, sagt Burri, dass Norepinephrin und Serotonin als Auslöser dienen könnten, und danach würden eher Glücksstoffe wie Oxytocin, körpereigene Opiate und Dopamin ausgeschüttet, auch Prolaktin für die nötige Erholungsphase.

Die Erklärung klingt kompliziert, doch Andrea Burri hat auch einen ganz einfachen Rat: Am besten helfe ein Glas Wein, eine gute Stimmung, der passende Partner, der einfühlsam ist, dann könne sich fast jede Frau gehenlassen. Und für Intimität, das für Beziehungen wichtige Gefühl starker Vertrautheit und Nähe, ist Sex sowieso nicht alles: „Das kann dazugehören, muss aber nicht.“

Bei Tag und bei Nacht
VON SONJA KASTILAN

Wenn ich mir anschau, wie manche Leute ihre Masken tragen, dann wird mir langsam klar, warum Verhütung so oft schiefläuft...“ Dieser mehrdeutige und sofort nachvollziehbare, bitterkomische Gedanke wird aktuell über die sozialen Medien verbreitet, und allein das sagt schon so einiges darüber aus, wie schwierig es die Liebe in Zeiten von Corona hat. Oder überhaupt in unserer hochmodernen vernetzten Welt, in der man sich nicht nur jetzt online trifft, sondern immer öfter auch so kennenlernt. Allzeit bereit.

Trotzdem sehnt sich fast jeder geradezu nostalgisch nach echter Sommerfrische. Wir haben uns über Wochen und Monate in „social distancing“ bewährt, sind physisch auf Abstand gegangen, um am eigenen Leib zu spüren, dass ein virtuelles Miteinander die direkten zwischenmenschlichen Kontakte nicht ersetzen kann. Dabei ist die Freizügigkeit, wie wir sie heute genießen dürfen, ein spät errungener Luxus.

Drei Tage, damit müssen sich beispielsweise Claire und ihr Wolfgang in Kurt Tucholskys „Rheinsberg: Ein Bilderbuch für Verliebte“ begnügen, dabei wird über Cholera, das Sterben und die richtige Liebe gescherzt, als „ein Gefühl, so leer“ etwa den Magen plagt. Im Erscheinungsjahr 1912 waren Erster Weltkrieg und Spanische Grippe fern, doch selbst im großstädtischen Berlin hatten unverheiratete Paare die strikten Sitten und Gesetze zu achten. Die Sehnsucht nach dem Liebesglück ist immer stark, und heute wie damals gilt mit Max Dauthendey gesprochen: „Nun ist es Sommer Tag und Nacht, und Nacht und Tag man nur küssen mag; von allen heißen Genüssen ist Anfang und Ende das Küssen.“ Und so feiern wir die Sonnenwende hier mit sommerlich sinnlichen Seiten.

WOCHENSCHAU

Uralte Weicheier

Die Schale eines Eis verrät viel über die Lebensweise des Tieres: Vögel bebrüten ihre Eier, dabei ist eine harte, kalziumhaltige Hülle von Vorteil. Schlangen wie Boas sind ovoidvipar: Ihre Eier reifen gewissermaßen im Körper und sind weich, das Junge schlüpft rasch nach der Ablage. Von Dinosauriern glaubte man, dass sie es wie die Vögel hielten. Dieser Annahme widersprechen nun Forscher unter anderem des American Museum of Natural History und berichten in *Nature*, dass Saurier vom Typ *Protoceratops* und *Mussaurus* weiche Eier legten. Und ein Team um Julia Clarke von der University of Texas in Austin analysierte in einer zweiten Studie ein etwa 66 Millionen Jahre altes Fossil aus der Antarktis: Es ist eines der größten bekannten Dino-Eier und könnte von einem im Wasser lebenden Tier stammen, einst war es weich. Die Autoren schließen aus dem Fund, dass das allererste Dinosaurier-Ei weich gewesen sein könnte und sich robuste Schalen erst später durchsetzten.

Robuste Kinder

Das vorläufige Ergebnis einer aktuellen Studie aus Deutschland liefert keine neuen Hinweise darauf, dass Kinder als Treiber der Corona-Pandemie gelten könnten. An vier Universitätskliniken, darunter die in Tübingen und Heidelberg, wurden zwischen Ende April und Mitte Mai rund 2500 Eltern- und Kind-Paare auf Sars-CoV-2 getestet. Ausgeschlossen wurde, wer als infiziert bekannt war. Bei einem Eltern-Kind-Paar zeigte sich im PCR-Test eine akute Infektion, bei 45 Erwachsenen und 19 Kindern fanden sich Antikörper gegen das Coronavirus. Nur in 13 Fällen waren sowohl Elternteil als auch Kind infiziert, eine Übertragung scheint also nicht zwingend. Kinder unter zehn Jahren scheinen außerdem nicht nur weniger häufig zu erkranken, sondern auch seltener mit dem Erreger infiziert zu sein.



Schlüsselhänger, Lippenstift, Fernbedienung: Sexspielzeuge erinnern inzwischen an einiges, nur nicht an Penis oder Vagina. Statt Körperteile zu imitieren, setzen die Gestalter und Gestalterinnen auf schlechtes Design. So erhielt „Cuddly Bird“, der wie der beliebte „Womanizer“ Frauen über die Klitoris stimuliert, vergangenes Jahr einen Red Dot Award für sein „feinsinniges“ Design. Aus dem Schmuddelnd der Achtziger ist ein Lifestyleprodukt geworden“, stellt Nadine Beck fest. Die Kulturwissenschaftlerin schreibt an der Universität in Marburg gerade ihre Doktorarbeit über die Nutzung und Verbreitung von Vibratoren in Deutschland. Sie konzentriert sich auf die späten sechziger Jahre, als der Massstab auf den Markt kam. Ein Produkt, das nicht nur milden Gliedern Entspannung brachte, sondern zur sexuellen Stimulation zweckentfremdet wurde. Auf Ebay hat Beck inzwischen Dutzende Studienobjekte ersteinigt, und ihr Lieblingsgerät stammt aus den Siebziger: Verschiedene Aufsätze lassen sich montieren, darunter Hornhautraspel, Nagelfeile und Kosmetikbürste. „Auf die Klitoris gelegt, wird das rotierende Bürstchen zum Vibrator“, erklärt Beck den Mehrwert.

Als Nadine Beck vor gut acht Jahren mit ihren Recherchen anfang, gab es zu diesem pikanten Thema kaum wissenschaftliche Literatur. Langsam ändert sich das. Da ist etwa Hallie Lieberman in den Vereinigten Staaten, die über die Geschichte von Sexspielzeug promoviert und daraufhin das Buch „Buzz: The Stimulating History of the Sex Toy“ herausbrachte. In der Schweiz setzt sich zurzeit Sarah Scheidmantel mit dem späten 19. Jahrhundert auseinander, als der Vibrator erfunden wurde. Und die Archäologin Stefanie Kölbl, Direktorin des Urgeschichtlichen Museums in Blaubeuren, steuert ihr Wissen zur Frühzeit bei. Sie alle suchen Klarheit: „Über den Gebrauch von Sexspielzeugen gibt es nach wie vor viele Wissenslücken, Mythen und Unsicherheiten“, sagt Beck. „Natürlich tummeln sich auch Männer im Forschungsbereich. Aktuell scheint das Zepter jedoch in weiblicher Hand zu liegen. Höchste Zeit, so Scheidmantel, seit Jahrhunderten wurde Geschichte von Männern geschrieben, auch beim Sex: „Der männliche Blick prägt damit die weibliche Sexualität“, stellt die Forscherin fest, „und auch wie Frauen sich und ihren Körper empfinden.“ Indem jetzt Frauen die Sexualhistorie erforschen, erobern sie sich ein Stück Deutungshoheit zurück.

Die Geschichte der Sextoys beginnt trotzdem mit einem Penis, noch dazu auf der Schwäbischen Alb: Der „Phallus vom Hohlle Fels“ ist an die 30 000 Jahre alt und gilt als die früheste Darstellung eines männlichen Gliedes überhaupt. Bei dem urzeitlichen, knapp zweijährigen Zentimeter langen Stück aus poliertem Silstein samt Ringkerbe handelt es sich vermutlich um einen Dildo. „Vielleicht nutzen unsere Vorfahren den Stein auch bloß als Werkzeug“, gibt Kölbl zu bedenken. Das würde die Kratzer und Schlagnarben an der Rückseite erklären. „Das Zeigen von Genitalien galt in vielen Kulturen und Zeiten als Abwehrsymbol“, erklärt die Archäologin. Die Darstellung eines erigierten Gliedes, aber auch einer Vulva sollte böse Geister vertreiben. In der Antike ging es dann explizit zur Sache. Auf Vasen sind Frauen dargestellt, wie sie sich penetrieren. Einige stecken sich den „olisbos“, wie das Objekt in Griechenland genannt wurde, in den Mund oder halten den penisförmigen Stein mit einer Hand umschlungen, während sie mit einem Sa-

Komm, lass uns spielen

Von Stein zu Silikon, vom Phallus zum Designobjekt – das Ende eines Tabus.

Von Stella Marie Hombach

tyr kopulieren. „Ob diese sexuellen Bilder nur Phantasien darstellen, übliche Praktiken oder eine Mischung aus beiden sind, wissen wir nicht“, sagt Hallie Lieberman und weist im Gespräch auf einen Text des Dichters Herodas hin. Darin lobt die Figur Korrito, ihr Dildo sei „so weich wie der Schlaf“. Ein Beweis, dass sie sich damit befriedigte, um Schlaf zu finden, ist das noch nicht. Deutlicher wurde man in Indien. Dort entstand vor fast 2000 Jahren das „Kamasutra“. Das Schriftwerk empfiehlt Männern, die ihre Frauen nicht befriedigen können, Umschnalldildos oder Penisverlängerungen. „Das Problem ist, dass wir aus diesen Zeiten keine Aufzeichnungen haben, in denen Menschen von ihren Erfahrungen berichten“, sagt Lieberman. Dass Männer und Frauen sich damals mit Sexspielzeug vergnügten, sei zwar sehr wahrscheinlich. Sicher sei es trotzdem nicht.

Seit jeher wurden die verschiedensten Materialien zu erotischen Objekten gestaltet, Holz, Stein, Keramik oder Horn. „Käbel, diese Stücke blieben allerdings kaum erhalten, da das organische Material mit den Jahren verrotte. Dass die ältesten bekannten „Toys“ für Erwachsene Dildos sind, hat mehrere Gründe. Zum einen ihre Form: „Der Phallus ist eindeutig“, erklärt Scheidmantel. „Sicher gab es noch andere Werkzeuge, die Mann und Frau zur Selbstbefriedigung nutzen. Nur können wir als die heutiger Sicht nicht mehr als solche identifizieren.“ Außerdem besteht ein sehr traditionelles Bild von Sexualität: „Bis weit in die sechziger Jahre gilt das Konzept ‚Mann plus Frau‘ als die Norm“, erklärt Beck. Anfang des 20. Jahrhunderts entbarrte Sigmund Freud die Selbstbefriedigung: die Ich-Liebe gilt jedoch weiterhin als unreif, ebenso der kitorale Orgasmus. Reif und nicht frigide ist nur die Paarliebe, die sich mit der Penetration ausdrückt. Nicht verwunderlich also, dass frühes Sexspielzeug meist das erigierte männliche Glied imitiert. Liebeskugeln sind erst seit dem 19. Jahrhundert aus Japan bekannt: Die taubeneisernen Kugeln aus Silber oder Messing, sogenannte *rin no tama*, „rotierende Juwelen“, führten Frauen sich zur Stimulation in die Vagina ein. Vor allem Geishas und Prostituierte hätten sie verwendet, berich-

tet Lieberman. In der weiblichen Allgemeinbevölkerung waren sie nicht sehr verbreitet. Unter dem zunehmenden Einfluss der Kirche war mit Freizügigkeit in Europa vorerst Schluss, Selbstbefriedigung wurde zur Sünde erklärt. In einer Bulle des Bischofs Burchard von Worms aus dem 11. Jahrhundert heißt es: „Hast du getan, was manche Frauen pflegen, nämlich irgendein Werkzeug oder Gerät gemacht, das einem männlichen Glied gleicht? Oder haben andere Frauen mit demselben oder einem anderen Instrument Unzucht getrieben mit dir? Wenn du dies getan hast, muss du fünf Jahre lang an den festgesetzten Tagen fasten.“ Im streng katholischen Spanien werden solche Sünderrinnen gar mit dem Tode bestraft, dennoch kann kirchliche Moral den Dildo nicht stoppen: „Vom Mittelalter an taucht er immer häufiger in der Literatur auf“, berichtet die Historikerin Lieberman. Der englische Dramatiker und Poet Thomas Nashe beschreibt Ende des 16. Jahrhunderts in einem Gemälde etwa, wie ein Mann seine Liebste besuchen wollte. Zu aufgeregt, kam er beim Sex zu früh; die Enttäuschte zückte einen Dildo und begann sich vor ihm zu befriedigen. „Diese Geschichte könnte den Grundstein gelegt haben, dass manche Männer bis heute Dildos als Bedrohung ihrer Männlichkeit empfinden“, meint Lieberman. Zu jener Zeit hätten Frauen solche Hilfsmittel auch selbst hergestellt und verkauft. Ein Treiben, dem Gesetze ein Ende setzen, so ließ England 1871 abstraktes Material verbieten. In Deutschland tritt im Jahr 1871 der Paragraph 184 des Strafgesetzbuches in Kraft: Das Verkaufen und Verteilen unzuchtiger Schriften, Abbildungen und Darstellungen ist offiziell verboten, der Besitz des Dildos ein Aufbegehren gegen die Staatsgewalt. Ein Phallus ist fortan nur aus Fleisch und Blut, am Manne, erlaubt. Aus den Regeln liest Lieberman die männliche Angst vor der weiblichen Sexualität heraus. In der Medizin bleibt der Dildo willkommen – und wird technisch aufgerüstet. Im Jahr 1887 erfindet der britische Arzt Joseph Mortimer Granville eine Art Rührgerät mit diversen Aufsätzen, die auf Knopfdruck sanft ruckeln. Als medizinisches Allroundgerät soll dieser Vibrator

Nervenleiden lindern, Gicht und Rheuma bekämpfen und bei Schlafproblemen helfen. Im weiblichen Genitalbereich setzen Ärzte ihn gegen die Senkung der Gebärmutter und vernarbtes Gewebe ein, bei Frauen zur Behandlung der Prostata. Die Werbung verspricht zudem kosmetische Abhilfe bei Falten, sprödem Haar sowie „fetten Fesseln“. Ein Vibromasseur mit Kabel und Stecker wird in den Vereinigten Staaten gleich nach Taeter und Bügelleisen erfunden – noch vor dem Staubsauger. In Deutschland stellen Firmen wie AEG oder Siemens Massagegeräte her, und mit „Vibration is Life“ bringt die Werbung des White-Cross-Vibrators das Lebensgefühl nach dem Ersten Weltkrieg auf den Punkt. Aber dienen die Geräte auch zur sexuellen Stimulation? In alten Anzeigen findet sich die subtile Botschaft: Die Röcke werden kürzer, das Dekolleté ausladender, der Blick lasziv. „Da deutet sich ein weiterer Verwendungszweck an“, sagt Scheidmantel. In Pornofilmen aus den wilden Zwanzigern tauchen tatsächlich auch Vibratoren auf. Das 1930 erschienene Bilder-Lexikon der Sexualwissenschaft berichtet vom zunehmenden „Missbrauch der Massage“, statt ins Bordell ginge man nun in den Massageclub. Frauen würden sich zudem nur deshalb vom Arzt den Vaginalkanal massieren lassen, um einen Orgasmus zu bekommen: „Mancher wundervolle Erfolg der Massage ist auf die Wirkung der sexuellen Befriedigung zurückzuführen.“

Nach dem Zweiten Weltkrieg sorgt aber eine verwitwete Pilotin dafür, dass „sexuelle Hilfsmittel“ in bundesweiten Betrieben kommen. Drei Jahre nach ihrem ersten Sexshop gründet die wieder verheiratete Beate Rotermund-Ushe 1951 ihr Versandhaus. Unter dem Deckmantel der Ehehygiene verschickt sie „Gligro-Spezialsalbe, die kleine Glieder (und Egos) größer werden lässt“, Dildos, auch Gummipier genannt, sowie Umschnalldildos als Penis-Prothesen für impotente Männer. Das beliebteste Produkt: der Vibrator. An die 300 000 Stück will Ushe davon innerhalb weniger Jahre seit 1969 verkauft haben, auf den Nachtrischen der Republik waren diese Instrumente namens „Maschi-Kitzler“, „Goliath“ oder „Imperator“ dennoch nicht zu finden. Die oft naturgetreue Nachbildungen von Penis und Vagina sollten Kinderaugen verborgen bleiben, außerdem waren sie per Gesetz als unsittlich geächtet. Paragraph 184 hatte das Kaiserreich überdauert, erst im Januar 1975 wird er umgestrichen. In der Schweiz geht es jedoch nicht allein um den Höhepunkt“, sagt Beck und ist mit dieser Meinung nicht allein. Die Ingenieurin Janet Lieberman und die Sexologin Alexandra Fine entwickeln für „Dame“ eigens Sexspielzeug, dass sich an verschiedenen Körperstellen plausibel lässt, und laden Männer wie Frauen zum Experimentieren ein. Die Künstlerin Wan Tseng geht einen Schritt weiter oder besser gesagt zurück zum Vorspiel. Ihre Ringe, Halsketten und Ohrhaken sollen erogene Zonen stimulieren und verströmen spezielle Düfte.

„Die neue Sichtbarkeit von Sexspielzeug ist ein Schritt sexueller Emanzipation“, stellt Beck fest, nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer. Zur Erfahrung „Was erregt mich?“ sei wichtiger als ein Orgasmus auf Knopfdruck. Ihre Doktorarbeit gibt Beck zum Ende des Jahres als „Hausarbeit“ ab, wandern dann in Vitrinen. In Hamburg wird die Wissenschaftlerin mit neun anderen Frauen ein Museum zur Geschichte des Sexspielzeuges eröffnen. Mit der Empfehlung, selbst auszuprobieren, was Spaß macht.

brauch von Sextoys noch stärker verbreitet zu sein. Zu diesen Ergebnissen kam eine Umfrage der Technischen Universität Ilmenau 2019. Im gleichen Jahr ließ sich mit Sextoys weltweit ein Umsatz von schätzungsweise 28,64 Milliarden Dollar erwirtschaften; in der Corona-Krise wird teilweise über Steigerungen von dreißig Prozent berichtet, und Lustgewinn wird jetzt gerne via App gesteuert. Geschmeidiges, medizinisch geprüftes Silikon, bunte Farben und ein neues Design dürften am Erfolg nicht unschuldig sein. Kunststoff wurde Ende der zwanziger Jahre erstmals in Form von Bakelit verwendet; in den Fünfzigern kamen Gehäuse aus Hartplastik auf, die ersten Silikonidlos stammen aus den frühen Siebziger. Unternehmen wie „Amorelie“ in Deutschland oder „Dame“ in den Vereinigten Staaten verkaufen nun Sexspielzeug, das wenig mit den frühen Nachbildungen gemein hat. Die Designerin Michael Landau und Thomas Lauer entwickelten beispielsweise einen Masturbator, der nicht an den weiblichen Unterleib erinnert. „Usy“, wie das Stück für Männer heißt, ist zugleich eine Ausnahme: Die meisten Innovationen dienen Frauen und werden größtenteils auch von ihnen gemacht. Im Silicon Valley hat sich dafür eigens die Women Sex Tech gegründet. „Die weiblichen Bedürfnisse in Bezug auf Sexspielzeug wurden von Herstellern lange Zeit vernachlässigt“, meint Kulturwissenschaftlerin Beck. Sexualforscher wie Alfred Kinsey, William Masters und Virginia Johnson kratzten zwar in den fünfziger und sechziger Jahren an Freuds Thesen und sprachen offen über weibliche Sexualität und Selbstbefriedigung, aber Klischees blieben. Selbst Charlotte legt den rosa „Rabbit“ wieder zur Seite: aus Angst, so befriedigt keinen Lust auf Männer zu haben – und keinen Partner zu finden. Auch wird die Anatomie nach wie vor nicht vollends berücksichtigt: „Seit den Fünfzigern predigt Beate Ushe, dass sehr viele Frauen beim Sex nur dann einen Orgasmus erleben, wenn die Klitoris mitstimuliert wird“, sagt Beck. Neuerdings werben Hersteller jedoch damit, jene ungerechte „orgasm gap“ zu schließen, dass Frauen beim Geschlechtsverkehr seltener einen Orgasmus erleben, manche verkaufen Klitorisstimulatoren sogar mit Orgasmus- oder Geld-zurück-Garantie.

Den Höhepunkt zum Maßstab für „guten Sex“ zu erheben ist typisch für unsere Ära der Selbstoptimierung. „Beim Sex vor allem, als Paar, in der Gruppe, mit Sextoys, im Schlafzimmer darf es fortan nicht allein um den Höhepunkt“, sagt Beck und ist mit dieser Meinung nicht allein. Die Ingenieurin Janet Lieberman und die Sexologin Alexandra Fine entwickeln für „Dame“ eigens Sexspielzeug, dass sich an verschiedenen Körperstellen plausibel lässt, und laden Männer wie Frauen zum Experimentieren ein. Die Künstlerin Wan Tseng geht einen Schritt weiter oder besser gesagt zurück zum Vorspiel. Ihre Ringe, Halsketten und Ohrhaken sollen erogene Zonen stimulieren und verströmen spezielle Düfte.

„Die neue Sichtbarkeit von Sexspielzeug ist ein Schritt sexueller Emanzipation“, stellt Beck fest, nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer. Zur Erfahrung „Was erregt mich?“ sei wichtiger als ein Orgasmus auf Knopfdruck. Ihre Doktorarbeit gibt Beck zum Ende des Jahres als „Hausarbeit“ ab, wandern dann in Vitrinen. In Hamburg wird die Wissenschaftlerin mit neun anderen Frauen ein Museum zur Geschichte des Sexspielzeuges eröffnen. Mit der Empfehlung, selbst auszuprobieren, was Spaß macht.

Das Märchen von den guten Händen

In der langen Geschichte des Sexspielzeuges mischen sich Dichtung und Wahrheit. Ein Kapitel ist so skandalös wie falsch.

Es ist eine delikate, aus heutiger Sicht skandalöse Geschichte. Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Hysterie von Frauen mit Massage der Klitoris behandelt. Ihr Orgasmus war Sinn und Zweck der Therapie, einziges Problem: Die notwendige Handarbeit schlug den Ärzten regelrecht auf die Finger, manche littin gar unter der Belastung wie bei einem Tennisspieler. Die Prozeduren waren zeitaufwendig. Gut, dass der englische Arzt Joseph Mortimer Granville im Jahr 1883 den elektrischen Vibrator erfand. Sein „Hammer“ erinnerte an einen Bohrer mit kleiner Kugel an der Spitze, die auf Knopfdruck ruckelte. Die studierten Finger konnten Pause machen, und die Therapie ging deutlich schneller. Statt eine Stunde zu verschwenden, erledigte der Vibrator die Arbeit in Minuten.

In Magazinen und auf Wikipedia wird diese Story gerne zitiert, selbst in der Wissenschaft. Geht es um Sexspielzeuge darf das historische Kapitel zur Hysterie nicht fehlen, und mit ihrem Film „In guten Händen“ brachte die Regisseurin Tanya Wexler die hübsche Episode im Jahr 2019 sogar ins Kino. Bald darauf brachte das amerikanische Unternehmen Jiminyjane auch eine Reihe sogenannter Hysterie-Vibratoren auf den Markt. Auf der Verpackung prangte ein Arztbrief mit der Aufschrift „Hysterie“, was als Diagnose meist genau unserios wie allumfassend war, und heute gehört die Geschichte praktisch zum Allgemeinwissen mit nur einem Schönheitsfehler: Sie ist falsch. Zu diesem Schluss kommt eine Studie, die 2018 im *Journal of Positive Sexuality* erschienen ist. Es gebe keinerlei Beweise, dass Ärzte jemals elektromechanische Vibratoren verwendeten, um Orgasmen bei weiblichen Patienten zu induzieren, heißt es im Fachbeitrag mit dem entlarvenden Titel „A failure of academic quality control: The ‘Techno-logy of Orgasm’“, „Massagen der weiblichen Genitalien waren nie eine routinemäßige medizinische Behandlung für Hysterie“, fasst Hallie Lieberman, Historikerin und Mitautorin, zusammen. Es ist ein überraschend modernes Märchen. Und um die Hintergründe zu verstehen, sollte man wissen, dass es aus „Die Technologie des Orgasmus: Hysterie“, der Vibrator und die sexuelle Zufriedenheit von Frauen“ stammt. Das Buch wurde im Jahr 1999 vom Verlag der Johns-Hopkins-Universität veröffentlicht. Die Autorin Rachel Maines ist Historikerin und chemische Direktorin des Zentrums für die Geschichte

der amerikanischen Handarbeiten. Die Behandlung einer vermeintlichen Hysterie mittels Klitorismassage lässt sich laut ihren Recherchen zurückverfolgen bis in die Antike, zur Zeit des griechischen Arztes Hippokrates. Dass weder die Frauen noch ihre Angehörigen oder die Ärzte moralische Bedenken gehabt hätten, liege unter anderem daran, dass die Klitoris zu dieser Zeit nicht als sexuelles Organ eingestuft wurde. Allein die Penetration galt als ordentlicher sexueller Akt.

Gemeinsam mit dem Historiker Eric Schatzberg, der am Ivan Allen College of Liberal Arts der „Georgia Tech“ lehrt, unterzog Hallie Lieberman nun das legendäre Buch einem ausführlichen Faktencheck. „Viele der Zitate stützen ihre Argumentation nicht“, kritisiert Rachel Maines für ihre Behauptung. Ärzte hätten ihre Patientinnen häufig mit gynäkologischen Massagen behandelt, zu Beginn ihres Buchs fünf Quellen. Die Klitorismassage wird in keiner erwähnt. Stattdessen empfehlen Behandler elektrische Stimulationen der Wirbelsäule, am Kopf, den Hüften oder dem Genick. Eine Quelle erwähnt zwar die Massage der Eierstöcke – Vibrator und Klitoris kommen nicht vor. Genauso wenig „paroxysms“, ein Begriff, der laut Maines den durch die Ärzte induzierten Orgasmus beschreibt. An anderer Stelle verweist die Historikerin auf den französischen Arzt und Psychologen Pierre Briquet und schreibt: „Er war sich ziemlich sicher, dass es (die Hysterie) durch sexuelle Frustration verursacht wurde.“ Tatsächlich ist Briquet ganz gegenteiligen Ansicht. „Falsche Interpretationen sind ein Muster, das sich durch das gesamte Buch zieht“, urteilt Lieberman.

Diese Kritik kann Sarah Scheidmantel, die an der Universität Zürich gerade zur Geschichte des Vibrators im 19. Jahrhundert forscht, bestätigen. Zwar waren genitale Massagen in dieser Zeit üblich, beispielsweise empfahl der Mediziner Thure Brandt bei Uterusproblemen, mit den Fingern in die Vagina einzudringen und die Bauchdecke zum Gegendruck zu massieren. Solche Behandlungen waren jedoch nicht sexuell – und hatten auch nichts mit Hysterie zutun. Der britische Mediziner Isaac Baker Brown kam zwar auf die Idee, er könne betroffene Frauen heilen, indem er ihnen das Klitorisröfchen entfernte. „Eine gängige Methode war das jedoch nicht“, betont Scheidmantel. Browns Methode konnte sich schon damals nicht durchsetzen.

Lieberman und Scheidmantel sind nicht die Ersten, die Maines’ Thesen kritisieren. Um ihre Theorie zu untermauern, dass Hysterie bereits in der Antike mit genitalen Massagen, sprich Masturbation, behandelt wurde, zitierte sie zahlreiche griechische und lateinische Quellen. Diese nahm sich Helen King, Professorin für Geschichte der klassischen Medizin an der britischen Open University, bereits im Jahr 2017 vor und befragte: Die Quellen halten nicht, was Maines verspricht. Oft sprachen die antiken Schriftsteller beispielsweise von Reibung oder Reiben, meist jedoch nicht an den Geschlechtsteilen. Stattdessen könnte es bei Hysterie helfen, „insbesondere die Schienbeine mit Salz oder Essig oder ähnlichen Substanzen einzureiben“. Im Jahr 2014 fällt die Historikerin Fern Riddell ein ähnliches Urteil in *Guardian*, auch sie hält das Ganze für eine Mär. Dazu befragt, sagte Rachel Maines 2018 der amerikanischen Zeitschrift *The Atlantic*: „Ich habe nie behauptet, Beweise dafür zu haben, dass dies wirklich der Fall ist. Was ich sagte, war, dass dies eine interessante Hypothese war.“ Vielmehr sei sie selbst überrascht, dass die Kritik so lange auf sich warten ließ. „Ich dachte, die Leute würden es sofort angreifen.“

In der Tat hatte Maines bereits 2009 in einem Interview erzählt, dass es sich bei der vibrierenden Behandlung der Hysterie um eine „Hypothese“ handele. Im Buch klinge das aber ganz anders, meint Lieberman, denn da stünden Sätze wie: „In der westlichen medizinischen Tradition war die Genitalmassage bis zum Orgasmus durch einen Arzt oder eine Hebamme eine Standardbehandlung für Hysterie.“ Ein Paradebeispiel für Fake News. „Und auch in den Geisteswissenschaften sollte daher mehr auf das Faktencheck geachtet werden“, sagt Scheidmantel. Deshalb richtet sich Liebermans Kritik auch gegen den wissenschaftlichen Betrieb: „Selbst wenn es sich bei diesem Buch um keinen wissenschaftlichen Artikel handelt, hätte man sich die Quellen anschauen müssen.“ Besonders wenn es von einem Verlag wie dem der Johns-Hopkins-Universität veröffentlicht wurde.

Als das erste Mal mit Historikerinnen und Historikerinnen über das Thema gesprochen habe, hätten viele gewusst, dass es sich bei der Geschichte um „Fake News“ handele. „Trotzdem schrieb ich darüber, warum? Vielleicht war das Thema damals noch ein großes Tabu. Den ersten Artikel, den Lieberman 2016 über die Vermarktung von Sexspielzeugen schrieb, habe der Verlag der Cambridge University erst veröffentlicht, nachdem sie die Kritik an Maines auf ein Minimum reduzierte. Ihre Kritik sei zu hart, Maines’ Buch mittlerweile zu alt. Und eine Fachzeitschrift zu finden, die ihre und Schatzbergs Quellenkritik publiziert, habe ebenfalls Jahre gedauert. Trotzdem ist Lieberman der Autorin Maines in gewisser Weise dankbar. „Sie brachte das Thema Sexspielzeuge in den öffentlichen Diskurs und damit in die Gesellschaft.“ Dass sich die These vom Vibrator und der Hysterie so lange halten konnte, lag vermutlich an der Idee, er könne betroffene Frauen heilen, indem er ihnen das Klitorisröfchen entfernte. „Eine gängige Methode war das jedoch nicht“, betont Scheidmantel. Browns Methode konnte sich schon damals nicht durchsetzen.

Julia Ossko und Eugen Schulz haben hier die Geschichte der Sexspielzeuge in Szene gesetzt. Vor rund 30 000 Jahren wurden noch Steine poliert. Zum Ende des 19. Jahrhunderts kamen elektrische Geräte in Mode, heute ist Silikon in allen erdenklichen Formen und Farben zu Diensten.

Ohne Sommerregen gäbe es die Liebe nicht. Zumindest in der Vorstellung, wie sie uns Hollywood vermittelt. Zwei bis auf die Haut durchnässte Menschen, Regen-geplätscher, Donnerrollen, einer sagt noch, das sei keine gute Idee – und schon passiert der erste Kuss. Regen schürt eine Leidenschaft, zu der heiterer Sonnenschein wohl niemals instande wäre. Nur Verliebte geraten mutwillig in ein wütendes Gewitter. Und vergessenen Blitz-, Zecken- und Erkältungsgefahr.

Als Meister dieser Kiss-in-the-Rain-Inszenierung gilt der amerikanische Schriftsteller Nicholas Sparks. Seine vielleicht berühmteste ist in der Verfilmung „Wie ein einziger Tag“ aus dem Jahr 2004 zu sehen, mit Rachel McAdams und Ryan Gosling in den Hauptrollen. Die ergreifende Romantik solcher Szenen lässt sich neben der Naturgewalt, der sich beide aussetzen, eventuell damit erklären, dass ihnen die nassen Haarsträhnen überraschend attraktiv im Gesicht kleben. Für die Schauspieler hatte die Szene immerhin persönliche Konsequenzen, drei Jahre lang waren sie anschließend ein Paar. Ein weniger gutes Ende nimmt hingegen der Kuss im Sommerregen, zu dem Scarlett Johansson und Jonathan Rhys Meyers sich 2005 in „Match Point“ zusammenfinden: Sie, alias Nola Rice, wird später von ihrem Liebhaber erschossen, und im Privatleben blieben offenbar die amourösen Folgen aus. Der Film von Woody Allen ist damit aber eine Ausnahme, grundsätzlich münden Küsse im Regen in einer glücklichen Paarbeziehung auf der Leinwand.

Allein aus diesem Grund ist das ausschwellende Jammern über den Sommerregen in diesem Jahr wieder einmal viel zu kurz gedacht. Nicht nur Liebespaare brauchen im Sommer auch Regen, sondern die gesamte Natur. Nach dem trockenen Corona-Frühjahr waren die Böden landesweit ausgedörrt, im Osten bangten die Landwirte bereits um ihre Ernte. Wohin ein zu sonniger Sommer führen kann, hat uns das Jahr 2018 eindrücklich vor Augen geführt. Der Juni 2020 hat die schlimmsten Befürchtungen nach dem Dürrefrühling vorerst verhindert. Allerdings ist der erste Sommermonat bislang weder besonders kühl noch nass, sondern ziemlich durchschnittlich. Nicht mehr und nicht weniger.

Ohnehin gibt es wegen angeleglicher Sonnenarmut in diesem Jahr nichts zu beklagen. Manche Regionen erlebten nach einem sehr sonnigen Winter einen Rekordfrühling, zudem bewies das Wetter hierzulande insofern ein gutes Timing, als die freundlichsten und wärmsten Tage ausgerechnet in die Zeit der schärfsten Kontaktbeschränkungen fielen. Trotz allem gibt es in diesem besonderen Jahr zumindest einen triftigen Grund, warum ein sonniger und warmer Sommer hilfreich wäre: Das Leben würde sich mehr ins Freie verlagern – die Gefahr einer zweiten Welle während der Corona-Pandemie wäre vorerst gebannt.

Die entscheidende Frage ist also: Bleibt der Sommer nass? Meteorologen, die nicht auf billige Schlagzeilen angewiesen sind, sollte man mit solchen Fragen besser nicht konfrontieren. Die übliche Wettervorhersage hält nur die Aussichten für ein paar Tage parat, daher lässt sich eine Antwort bei besten Willen nicht geben. Saisonale Vorhersagen bestimmter Wetterdienste hingegen werden sogar von seriösen Meteorologen herangezogen und bieten zumindest eine Tendenz. Allerdings ist die Unsicherheit solcher Prognosen noch immer groß. Am Ende hilft vor allem Erfahrung, wenn man eine Aussage über den weiteren Verlauf des Sommers äußern möchte.

Einigermaßen brauchbar ist zum Beispiel die Sommerprognose des Europäischen Zentrums für Mittelfristige Vorhersagen, kurz EZWMF. Die aktuelle Vorhersage gibt Hochsommerfans wenig



Illustration: Julia Ostro und Eugen Schulz

Verliebte schickte Kurt Tucholsky 1912 zur Sommerfrische nach Rheinsberg. Hollywood lässt Paare heute nur zu gerne im Regen stehen.

Tropfnass im Liebesrausch

Wer sich nach Sonne sehnt und über jede Wolke schimpft, dem sei gesagt, dass Regen Schicksal spielt. Und wie wird der Sommer?

Von Andreas Frey

Hoffnung: Der Wetterdienst hält am vorherrschenden Wettermuster der vergangenen Tage fest und verlängert die nass-kühle Phase über Mitteleuropa bis Ende Juli. Demnach dürfte es überdurchschnittlich viel Regen geben, am meisten im Südosten des Landes. Die Temperaturen wären gedämpft, vorerst bliebe es beim typischen deutschen Sommer. Zu trocken dürfte es aber in weiten Teilen Skandinaviens werden, dort hat sich ein stabiles Hochdruckgebiet breitgemacht, das heißes Sommerwetter bringt. Wie bei jeder Langfristprognose gilt aber: Mal abwarten. In der kommenden Woche könnte es mit einem Hoch über Deutschland sogar ziemlich sommerlich werden. Wie lange das so bleibt, ist eine andere Frage.

Eher unwahrscheinlich ist allerdings das Szenario, das ausgerechnet die weltweite Dachorganisation der Meteorologie schon Ende Mai veröffentlichte. Demnach stünde der gesamte Nordhemisphäre ein weiterer Rekordhitzesommer bevor. Man rief dazu auf, erste Vorkehrungen für eine globale Hitzewelle

zu treffen, immerhin könnte die Corona-Pandemie die Lage für ältere Menschen noch verschärfen. Diese alarmierende Pressemitteilung schien damals manchen Medien jedenfalls sehr willkommen. Aus dem Dreiklang von Rekordhitze, Schockprognose und Katastrophenszenario bastelten sie prompt sehr schrille Schlagzeilen. Im Kontrast dazu hört sich der jetzt gleichmäßig trüffelnde Sommerregen vor dem Fenster gleich viel schöner an.

Die Deutschen haben ohnehin wenig Grund, sich zu beschweren. Sie jammern auf höchstem Niveau: Seit einem Vierteljahrhundert sind die Sommer wärmer als im langjährigen Schnitt, die Durchschnittstemperatur ist um anderthalb Grad angestiegen. Die Sonne scheint im Schnitt rund fünfzig Stunden länger als noch vor Jahrzehnten, die letzten zwei Jahre brachten regional Rekordwerte. Eine wirklich unterkühlte Saison zwischen Juni und August erlebten wir zum letzten Mal 1993, davor brachten siebziger und achtziger Jahre Schmuddelsommer noch in Serie. Während der ziemlich nassen Fußball-Weltmeisterschaft 1974 im eigenen Land wurden Plakate gezeigt: „Schluss mit Regen, Schnee und Sturm. Der Mensch ist doch kein Regenwurm.“ Einen trocken-warmen Sommer, wie wir ihn in den vergangenen beiden Jahren gerade erst erlebten, gab es nur 1976. Im Jahr davor hatte sich Rudi Carrell noch nach einem Sommer, „wie er früher einmal war“, geseht.

In den Jahren von 1978 bis 1981 machte sich die Sonne zwischen Juni und August wieder rar, häufig schüttete es. Nach einem sensationellen Hitzesommer 1983

fielen die Folgejahre wieder bescheiden aus. In kühler Erinnerung geblieben ist vor allem das Jahr 1987: Der Sommer bestand eigentlich nur aus Regen, die Sonne schien so selten wie noch nie seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. In Bonn erstattete ein frustrierter Busfahrer sogar Anzeige, und Hauptkommissar Bernd Magunia ermittelte gegen den „hierorts amtsbekanntesten Sommer wegen Betrug, Untreue, Unterschlagung von Hitzewerten und falscher Namensführung“. Hätte es schon soziale Netzwerke gegeben, sie wären wohl zusammengebrochen.

Doch selbst ein nachweislich unterbelichteter Sommer wie 1987 kann dem legendären Sommer von 1816, dem Jahr ohne Sommer, nicht das Wasser reichen. Es gab Frost, Regen, und wenn es einmal nicht vom Himmel schüttete, schneite es. Ende Juli lag Süddeutschland unter einer weißen Schneedecke. Getreide wurde zu Matsch, eine Hungersnot breitete sich aus. Es gibt Berichte über grassende Menschen, geplünderte Bäckereien, Bettlerzüge. Tausende wanderten aus. Ursache war der Ausbruch des Vulkans Tambora auf der indonesischen Insel Sumbawa im Jahr zuvor, aber das konnte niemand ahnen.

Mit einem etwas anderen Sinn für Romantik als Sparks nutzte Schriftstellerin Mary Shelley damals die ungewöhnlich spätwinterliche Zeit am Genfer See, um „Frankenstein“ zu schreiben, und ihr Freund Lord Byron verfasste das Gedicht „Darkness“ über eine apokalyptische Zeit in Finsternis. Ganz so schlimm wird es dieses Jahr allerdings nicht kommen, da sind sich die Meteorologen einig. Von Südwesten her wird es jetzt sonniger.

Sommersonnenwende darf der Blumenkranz auf keinen Fall fehlen.

In Schweden ist Midsommar fast so wichtig wie Weihnachten. Man feiert im Grünen und verdrückt erst Dillkartoffeln und Heringe, Frauen pflücken dann Blumen für ihre Kränze. Zu den klassischen Sonnenwendkräutern gehört Johanniskraut, das als Arzneipflanze bis heute gegen Depressionen eingesetzt wird und in diesen Tagen gelb erblüht. Diesem Umstand verdankt *Hypericum perforatum* auch seinen volkstümlichen Namen: Die Kirche billigte das heidnische Fest nicht und wollte die Feierei im fünften Jahrhundert unterbinden, ohne Erfolg. Glücklicherweise fand sich ein Heiliger, der am 24. Juni Geburtstag hat, nah genug an der kürzesten Nacht des Jahres, und so begeht man in Finnland zum Beispiel den Johannistag. In Schweden tanzt man mit den bunten Kränzen die ganze Nacht um die Midsommarstång, singt dabei ein Lied von kleinen Fröschen, das anscheinend jeder Schwede kennt, und befeuert das Toben mit Schnaps. Noch in den Neunzigern kamen auffällig viele Schweden im März, rund neun Monate später, zur Welt. Und Frauen, die sich nach der Ehe sehnen, bietet diese Nacht eine besondere Gelegenheit: Liegen sieben verschiedene Blumen unterm Kopfkissen, träumen sie der Legende nach von ihrem Zukünftigen.

à la „Süße, kommst du aus Schweden?“. Darauf ließe sich entgegen, dass schon in der griechischen Mythologie, also lange vor der Staatsgründung Schwedens, Blumenkränze vorkommen. Ariadne, die Braut des Weingotts Bacchus, trug beispielsweise einen zur Hochzeit. Auch Spes, die personifizierte Hoffnung der römischen Mythologie, wird oft blütenreich gekrönt dargestellt. Der Blumenkranz ist wohl der älteste Kopfschmuck der Welt, selbst die Germanen sollen sie getragen haben, und im Mittelalter betonten Mädchen mit den Blüten ihre Jungfräulichkeit. Zum elitären Modetrend wurde es, als die britische Königin Victoria 1840 an ihrem Hochzeitstag einen Kranz aus Orangenblüten trug, in der Hippie-Bewegung wurde daraus ein Symbol des Aufstands, und zur nordischen

AB IN DIE BOTANIK BLÜMERANTE GEFÜHLE

VON JOHANNA KUROCIK



Illustration: Christiane Wagner

Der Blumenkranz hat den Bauchladen mit Präservativen als wichtigstes Accessoire für einen zünftigen Junggesellenabschied abgelöst. Von Natur aus sind diese Feiern ein Drahtseilakt: Längeweile darf keine aufkommen, aber peinlich soll es bitte auch nicht sein. Fingergebrannte Striptänzer sind somit genauso obsolet, wie betrunken im Pulk durch die Fußgängerzone zu poltern. Neuerdings steht stattdessen das Flechten von Blütenkronen auf dem Programm. Aus Kübeln voll mit Rosen, Nelken, Eukalyptus basteln sich alle unter Anweisung einer Floristin ihre eigene „Flower-Crown“. Zuerst wickle man sich ein Stück Draht um den Kopf, einmal durchgeschnitten, fertig ist die Basis. Den Blüten wird ein kurzer Stiel gelassen und dieser mit grünem Klebstreifen an dem Gerüst befestigt, so wird spiralförmig ein florales Band um den Kopf gewunden. Große Effekte erzielen kleine Rosen und Schleierkraut; einzelne Blütenköpfe werden mit dünnem Draht eingeflochten.

Traditionell werden mit den fertigen Kunstwerken auf dem Kopf unablässig Selfies geschossen, manche Bräute sogar genötigt, ihren Blütenkranz zur Hochzeit zu tragen. Besten Freundinnen genügt es, wenn die Krone den ganzen Abend im Club aufleibt. An der Bar lauert meist ein Mann, der im Kopfschmuck die Chance sieht, plump ein Gespräch zu eröffnen

SOZIALE SYSTEME



Über die Gaffer am Strand

Nacktheit ist zwischen Meer und Sonnenschirm keine große Sache, doch es gelten unausgesprochene Regeln.

Von Boris Holzer

Es gibt soziale Situationen, die man als „zwanglos“ erlebt. Am Strand oder auf einem Sommerfest gibt es, anders als im Büro und im Gerichtssaal, keine formalen Rollen oder festgelegte Abläufe. Das heißt aber nicht, dass es keine Regeln gibt. Auch auf einer Party hat man eine Vorstellung davon, was die anderen erwarten – zum Beispiel gute Laune. Wo klare Verhaltensvorschriften fehlen, wird das Handeln persönlich zugerechnet. Eben weil es keinen Zwang zur guten Laune gibt, wird sie als Ausdruck der persönlichen Selbstdarstellung behandelt. Das gleiche Handeln kann deshalb unterschiedlich interpretiert werden, je nachdem ob es als Vollzug von Regeln oder als Ausdruck einer eigenen Entscheidung erscheint. Wer am FKK-Strand die Hüften fallen lässt, macht damit keine Aussage darüber, wie präsentabel der eigene Körper ist. Anders liegt der Fall, wenn Entblößung zwar erlaubt, aber nicht verpflichtend ist.

An den meisten Stränden gilt spärliche Bekleidung schon lange als banal und unter stitlichen, wenn auch nicht immer unter ästhetischen Vorzeichen als unproblematisch. Doch kann auch eine Frau, die zudem noch das Oberbein ablegt, darauf vertrauen, dass sie damit nicht doch zum Gegenstand sexueller Interessen wird? Wie gelingt es, dass ein nackter Busen am Strand unproblematisch erscheint? Mit dieser Frage hat sich der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann in einer Studie beschäftigt, die man als Ratgeber für den Strandbesuch lesen könnte, vor allem aber als beispielhafte Analyse sozialer Strand-Ordnung.

Kaufmann und sein Team befragten Mitte der neunziger Jahre an den Stränden der Bretagne und der Normandie rund dreihundert Personen zum Thema „oben ohne“. Mit ihren Fragen stießen sie auf Verwunderung und teilweise auch auf Ablehnung. Manchen war es peinlich, vielen aber einfach zu banal, über das Thema zu reden. Diese Haltung ist jedoch bereits ein zentrales Element der sozialen Strandordnung: Der Banalisierungsscode, dass es „alle machen“, wird von den Frauen angeführt, um ihr Handeln zu legitimieren, während die Männer damit ihr scheinbares Desinteresse begründen. Doch die Auskunft, man sehe „beim Anblick eines Busens nur dessen Unsichtbarkeit“, stellt lediglich die kommunikative Benutzeroberfläche der Strandordnung dar.

Sexuelle Interessen werden in den Hintergrund verschoben, indem der Bereich der legitimen Nacktheit begrenzt wird: „Jeder kann tun, was er will, aber nicht alles ist erlaubt.“ Die Grenzen zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen beziehen sich auf Räume, Verhalten und Ästhetik. Bereits bei

der Platzwahl wird eine komplizierte Balance zwischen Nähe und Distanz erwartet: Wer oben ohne in der Sonne liegen möchte, sucht sich einen Platz in einem toleranten Umfeld. Um diese Toleranz gegenüber den bereits Liegenden zu signalisieren, wählt man seinen Platz weder zu nah, denn das wäre aufdringlich, noch zu weit entfernt, denn dies könnte so interpretiert werden, dass man Anstoß nimmt.

Der sexuelle Motivverdacht ist symmetrisch verteilt: Die Männer werden des Voyeurismus verdächtigt, die zu wenig bekleideten Frauen eines Hanges zum Exhibitionismus. Männer sind daher angehalten, ihre Blicke auf das interesselose Wohlgefallen zu beschränken, um jede Mitteilungsabsicht zu demontieren. Aber auch das Verhalten der Frauen wird strengen Kriterien unterworfen: Zu viel Bewegung gilt als anstößig, weil sie Aufmerksamkeit auf sich und auf den Körper lenkt. Das flache Liegen und der entspannte Gang zum Wasser werden als unbedenklich eingestuft. Mit unbekleideter Brust Beach-Volleyball zu spielen wird dagegen als Provokation empfunden.

Die Maßstäbe richtigen Verhaltens werden dabei von der Ästhetik abhängig gemacht. Es gibt, so Kaufmann, eine „Diktatur des schönen Busens“: Kritisiert und stigmatisiert wird, und das keineswegs nur von Männern, die Entblößung von Brüsten, deren Volumen, Festigkeit oder Höhe es erschweren, über sie hinwegzusehen. Der „schöne Busen“ ist paradoxerweise der, den man am wenigsten sieht. Das bedeutet vor allem, dass Oben-ohne nicht in jedem Alter statthaft ist. Jedoch herrschte unter den Befragten Einvernehmen darüber, dass gerade, wer sexuell attraktiv ist, sich in Gesten und Bewegungen zurückhalten sollte. Die Strandbesucher tragen mit diesen Regeln der Tatsache Rechnung, dass die Wahrnehmung sich sozial kaum kontrollieren lässt. Deshalb richtet die Normierung sich darauf, die Anlässe für illegitime Aufmerksamkeit zu regulieren.

Kaufmanns Beobachtungen stammen aus den 1990er Jahren. Seitdem ist die öffentliche Darstellung von Nacktheit, vor allem in den Massenmedien, alltäglicher geworden. Doch am Strand ist die Kleiderordnung wieder züchtiger. Neben der Angst vor UV-Strahlen dürfte eine Rolle spielen, dass sich die Beobachtungssituation durch überall präasente Handycameras verändert hat. Zu viel Nacktheit wird zum Risiko, denn man weiß: Die Disziplinierung der Blicke und das Verkennen des Begehrens funktionieren am Strand, weil Voyeurismus dort zum Thema gemacht werden kann. Vor dem Bildschirm gilt dies nicht.

Kaufmann, Jean-Claude (1996): Frauenkörper – Männerblicke. Konstanz: UVK.

INS NETZ GEGANGEN



MIR IST HEISS, KALT, LAUWARM

VON JOCHEN REINECKE

Wer hierzulande auf ein Thermometer schaut, der bekommt die Temperatur in Celsius angezeigt. Das ist insofern bemerkenswert, als die Maßeinheit Celsius auf einen schwedischen Astronomen, Anders Celsius (1701–1744), zurückgeht. Dabei gibt es eine deutsche Maßeinheit, benannt nach dem in Danzig geborenen Physiker Daniel Gabriel Fahrenheit (1686–1736), jedoch werden Fahrenheit-Grade nur in wenigen Regionen genannt, darunter aber die Vereinigten Staaten von Amerika und die Cayman-Inseln. Weltweit hat sich die Einheit Celsius durchgesetzt.

Mit den Hintergründen zur Temperaturmessung befasst sich die Website www.celsiusconverter.com: In der Rubrik „What is temperature?“ wird die

durchaus naheliegende Frage beantwortet, was man eigentlich unter dem Begriff Temperatur versteht oder wie unterschiedliche Temperaturen entstehen. Hübsch ist der mit einer interaktiven Thermometergrafik ausgestattete Celsius-Fahrenheit-Umrechner: Klicken Sie auf die kleinen Schaltflächen „+1“ und „-1“, so verschieben sich die Skalen für beide Maßeinheiten, und Sie können die Temperaturen ablesen. An dieser Stelle befinden sich auch Eselsbrücken für das Umrechnen der Einheiten. In der Rubrik „Temperature Facts“ werden zudem interessante Referenztemperaturen aufgelistet, zum Beispiel die im Erdmittelpunkt oder der Gefrierpunkt von Quecksilber.

Nun unser Rätsel: In der Rubrik „Temperature Facts“ gibt es im Moment noch einen Fehler beziehungsweise eine veraltete Information. Finden Sie den Lapsus? Dann senden Sie diesen inklusive der korrekten Information bitte an netzraetsel@faz.de. Unter allen richtigen Einsendungen verlosen wir einen eBook-Einkaufsgutschein im Wert von 25 Euro. Einsendeschluss ist der 24. Juni 2020, 21 Uhr. In der vergangenen Woche wäre eine mögliche Lösung „smoking bpm legal“ gewesen. Der Gewinner, der diese Lösung einreichte, wird schriftlich benachrichtigt. Herzlichen Glückwunsch!